

viel.

Das Campusmagazin der FH Kiel 01/2013

Haare
kämmen

Oma
anrufen!

Wer bin
ich?



DEIN
MANN
JAN

IEL
ESEM
!

Anne

ZEITEN- WANDEL

Kleinvieh macht auch Mist
Präsident Prof. Udo Beer über die
FH-Stiftung

Zwei Buddies und ihr Scuddy
Existenzgründer mit Elektroroller
auf Erfolgskurs

Die Kulturinsel Dietrichsdorf
Was steckt dahinter?

in
April

Wie geht
das
weiter?

Wie schnell
geht es?

Kann ich
noch alleine
leben?

Muss ein
Pflegedienst
her?

Kann ich den
bezahlen?

LIEBE LESERIN, LIEBER LESER!

Drei Jahre lang gab es den ISH-Transferpreis, dreimal hat die Fachhochschule Kiel einen Landespreisträger gestellt – dies zeigt die Stärke unserer Hochschule auf dem Feld der Forschung und Entwicklung; eine Stärke, die durch Bündelung noch gefestigt und ausgebaut werden soll. Vor kurzem hat der Senat der Fachhochschule daher eine Forschungsagenda bis 2020 entworfen. Sie finden sie unter: www.fh-kiel.de/forschungsagenda. Bei der Konzeption der Agenda kristallisierten sich zwei Querschnittsthemen heraus, die von allen unserer sechs Fachbereiche bedient werden: Nachhaltigkeit und demografischer Wandel. Letzteren vertiefen wir in dieser Ausgabe, das Thema Nachhaltigkeit in der folgenden. Beide Felder sind überaus vielfältig, passen wunderbar zu unserer Hochschule und fügen sich überdies nahtlos in die Profilbildung des Landes Schleswig-Holstein ein.

„Community Building“ war das Thema unserer vorherigen Ausgabe und natürlich beschäftigt es uns auch weiterhin. Wir berichten über unsere Segelgruppe und die bauliche Entwicklung des Campus oder stellen Ihnen die Ergebnisse einer Studie zur Marke FH Kiel und die FH Kiel Stiftung vor.

2013 werden wichtige Weichen für die Zukunft unserer Hochschule gestellt. Eine Zielvereinbarungsperiode endet und wir werden Verhandlungen mit dem Land führen, um unsere Finanzierung für die nächsten fünf Jahre auf eine solide Grundlage zu stellen. Außerdem – und das betrifft alle Hochschulen in Schleswig-Holstein – wird die Landesregierung das Hochschulgesetz neu formulieren und damit die rechtlichen Rahmenbedingungen verändern. 2013



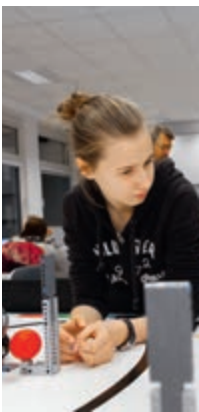
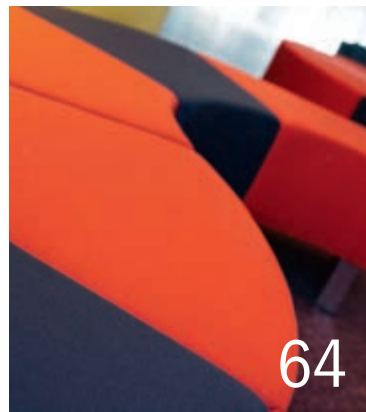
Foto: Tyll Riedel

können wir hoffentlich auch die Systemakkreditierung erfolgreich abschließen. Diese drei Prozesse beanspruchen die Verantwortlichen sehr, werden aber die Entwicklung der Hochschule zu einem modernen Ort der Forschung und Lehre fördern. Sie ist damit für ihren gesellschaftlichen Auftrag gewappnet, die Herausforderungen des demografischen Wandels und des Umbaus zu einer auf Nachhaltigkeit ausgerichteten Gesellschaft mitzugestalten.

Ich wünsche Ihnen wieder viel Spaß beim Lesen.

A handwritten signature in red ink that reads "U. Beer". The signature is written in a cursive, slightly slanted style.

Udo Beer
Präsident der Fachhochschule Kiel





12



06



30



40

viel.mehr

6 Im ewigen Eis

Fotostrecke: Student Jens Klimmeck dokumentierte den Aufbau einer Forschungsstation in der Antarktis

Titelthema – Zeitenwandel

13 Alter im Wandel

Wie kann Forschung die Folgen des demografischen Wandels beeinflussen? Gerontologe Prof. Rainer Fretschner sucht Antworten

18 Dass ich den Faden verliere in meinem Leben ...

Forschungsprojekt am Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit: Wie Betroffene und Angehörige mit Frühdemenz umgehen

22 Vom Filmen, Fliegen und Fingerfood

Live dabei beim Dreh des Imagefilms zur Kulturinsel-D

26 Komm segeln!

Segelgruppe der FH Kiel möchte neue Mitglieder ins Boot holen

30 Tanzen, Aufräumen, Golf spielen

Mit Roberta lernen Schülerinnen spielerisch den Umgang mit Technik

36 Museum lockt hinterm Ofen hervor

Unsere Nachbarn:
Ein Besuch im Ofenmuseum

38 Bunkerwoche

Tage voller Kunst, Köstlichkeiten, Literatur und Musik

40 Zwei Buddies und ihr Scuddy

Existenzgründer mit Elektroroller auf Erfolgskurs

44 Kleinvieh macht auch Mist

Interview mit Präsident Prof. Udo Beer zur FH-Stiftung

48 København

Fotostrecke: Fahrradtour nach Kopenhagen

56 Endstation Kompost

Studierende machen mit Plakataktion auf die Müllproblematik aufmerksam

58 Die FH Kiel – eine starke Marke?

Wie bekannt ist die Fachhochschule über die Landesgrenze hinaus?

62 Hochschulrat der FH Kiel

Über die erste Amtszeit des Gremiums berichtet Martina Klocke

64 Ein Campus zum Wohlfühlen

Architektin Martina Löwenstrom über bauliche Projekte und Pläne

68 Mehr als eine Brieffreundschaft

Autonome Studierendengruppe beschäftigt sich mit der Todesstrafe

72 viel.beschäftigt

Neue Köpfe an der FH

74 Kulturinsel Dietrichsdorf

Was steckt dahinter?

78 viel.erlei / Impressum

82 Poetry Visual

Der Geistesblitz

29 Lieblingsenklersatz

35 Liebessängerin

47 Lieblingsvehikel

61 Lieblingscafé

71 Lieblingsrolle

A person wearing a black winter jacket, goggles, and a hood is kneeling on a vast, flat, snow-covered landscape. In the background, a yellow snowmobile is parked, and to the right, a small black utility vehicle with the number 32 is visible. The sky is clear and blue. The text 'Im ewigen Eis' is overlaid in large white letters, with horizontal lines extending from the left and right sides of the text.

Im ewigen Eis



Die Fotos nahm Jens Klimmeck 2008 in der Antarktis auf. Dort begleitete der Student vom Fachbereich Medien als Tonassistent den Aufbau der Neumayer III, einer Forschungsstation des Alfred-Wegener-Instituts für Polar- und Meeresforschung (AWI) in Bremerhaven. Für das AWI dokumentierte er gemeinsam mit Michael Trapp, Alumnus der FH Kiel und Gründer von realnature.tv, einen Abschnitt des Bauprojekts mit einem umfassenden Medienkonzept im TV-, Print- und Online-Bereich.



Die Neumayer-Station III liegt in der Atka-Bucht auf dem etwa 200 Meter dicken Ekström-Schelfeis, etwa fünf Kilometer südlich der abgelösten Neumayer-Station II (70° 40' S, 8° 16' W). Nur im antarktischen Sommer kann dort gebaut werden und zwar rund um die Uhr – schließlich ist es 24 Stunden hell. Die Arbeiter waren in drei Schichten eingeteilt und so mussten Micha und ich Tag und Nacht zur Verfügung stehen, um den Aufbau der Station detailliert zu dokumentieren.



Das Frachtschiff Naja Arctica lieferte Versorgungsgüter und Baustoffe zur Station. Normalerweise hätte die Atka-Bucht zu dieser Zeit eisfrei sein sollen, aber die Realität sah eben anders aus. Als sich das Schiff einmal festgefahren hatte und der Bau auf der Station ins Stocken geriet, nutzten wir die Chance, um Impressionen aus der Umgebung zu sammeln – auch das gehörte zu unserem Auftrag.



An das ständige Licht habe ich mich überraschend schnell gewöhnt. Zum ersten Mal wieder Dunkelheit zu erleben, hatte einen viel stärkeren Effekt auf mich – ich bin sofort eingeschlafen. Am meisten hat mich die unglaubliche Stille fasziniert: Ich konnte das Blut in meinen Ohren rauschen hören.



Auch in der zweiten Bausaison ein Jahr später war ich dabei. Beim ersten Mal hatte ich die Antarktis per Flugzeug verlassen, beim zweiten Mal fuhr ich mit dem Forschungs- und Versorgungsschiff FS Polarstern zurück. Das dauerte etwa eine Woche.





Eines Tages tauchte auf der Rücktour dieser schwarze Eisberg auf. Um seine Größe einmal deutlich zu machen: Die zwei kleinen, schwarzen Punkte auf der linken weißen Spitze sind Pinguine. Selbst die Besatzung der Polar-

stern war von diesem Brocken so fasziniert, dass sie das Schiff wendete und ihn einmal umkreiste. Es handelte sich dabei wahrscheinlich um einen Eisberg, dessen Schwerpunkt sich durch das Abschmelzen verändert hatte und der dann umgekippt war. Die schwarze Färbung war vermutlich durch Geröll entstanden, das der Eisberg auf seinem Weg durchs Meer zuvor an seiner Unterseite aufgesammelt hatte.



Zeitenwandel



Der Kinofilm „Vergiss mein nicht“, in dem der Regisseur David Sieveking die Demenzerkrankung seiner Mutter dokumentiert, ist nur ein Beispiel: Der demografische Wandel und seine Folgen wie alterstypische Krankheiten lassen sich nicht länger ignorieren. Seit 1972 sterben in Deutschland mehr Menschen als geboren werden, das Land verliert insgesamt an Bevölkerung. Auch die gleichzeitig steigende Lebenserwartung führt dazu, dass der Anteil älterer Menschen gegenüber dem der jüngeren stetig zunimmt. Das Gesundheitswesen und die sozialen Sicherungssysteme müssen sich auf mehr pflegebedürftige Menschen und weniger Pflegepersonal einstellen. Im Rahmen vielseitiger Forschungsprojekte greift der Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit diese Herausforderungen auf.

Foto: Adrian Stahl/farbfilmverleih GmbH

ALTER IM WANDEL

Das Thema Alter ist unsexy und wird gerne ignoriert, weiß Rainer Fretschner. Der Professor für Soziale Arbeit mit alten Menschen beschäftigt sich an der FH Kiel in Lehre und Forschung mit den sozialen und ökonomischen Folgen des demografischen Wandels und der Alterung der Gesellschaft. Da diese spürbar voranschreite, könne sie nicht mehr ignoriert werden: „Seit 40 Jahren weiß man von diesem Prozess, aber die Soziale Arbeit hat ihn verschlafen“, ist er sich sicher.

Bis zum Jahr 2050 soll die Bevölkerung in Deutschland laut Statistischem Bundesamt um rund sieben Millionen Menschen auf 75 Millionen schrumpfen. Die Gesellschaft wird sich durch die niedrigen Geburtenraten und die damit einhergehende Übersterblichkeit spürbar verändern. „Es wird immer mehr ältere und hochaltrige Menschen geben, zudem wird die Altersqualität der nicht mehr Erwerbstätigen steigen“, betont Fretschner. Im Jahr 2030 kommen Statistiken zufolge bundesweit 70 Rentnerinnen und Rentner auf 100 Erwerbstätige. In Schleswig-Holstein sind es heute 36 pro 100 Erwerbstätige, 2030 werden es 54 sein.

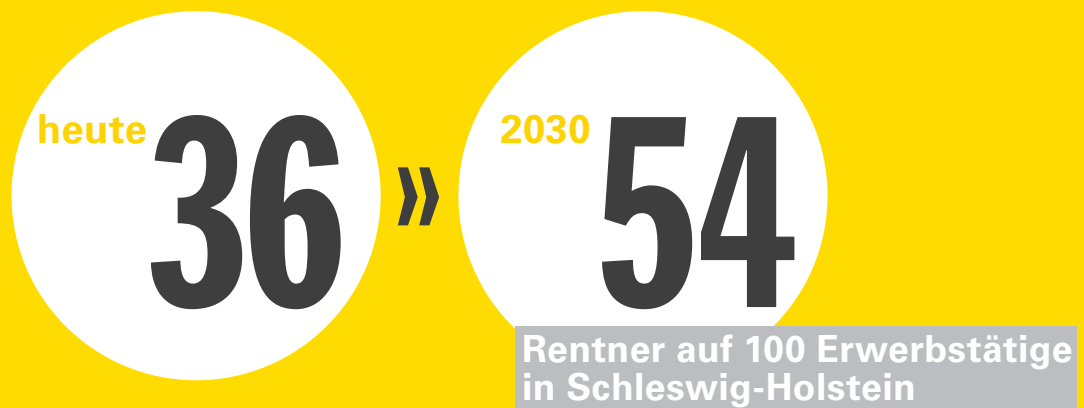
Die Demografie, so Fretschner, könne man nicht beeinflussen, wohl aber ihre Folgen. Daher sollte sich die Gesellschaft dem Wandel mit neuen Versorgungsstrukturen und Angeboten anpassen, das Thema Alter müsse in der Sozialen Arbeit und in der Praxis der Sozialpolitik fest verankert werden. „Die Altersarmut wird künftig zunehmen, vor allem bei den Menschen ab 75 Jahren mit zunehmender Pflegewahrscheinlichkeit“, prognostiziert der 42-Jährige. Wer heute alt ist, gehört noch zu den einkommensstarken Jahrgängen, „das ist die reichste Generation überhaupt. Ihre Vertreterinnen und Vertreter haben noch eine Normalerwerbsbio-

grafie, mehr Rente und zusätzlich auch noch geerbt“, so der Experte. Sie sind die Seniorinnen und Senioren der klassischen Kriegsgeneration, „sind zufrieden und dankbar. Sie fordern nicht aktiv ein“

Doch das wird sich schon mit der folgenden Generation ändern: Ab 2020 gehören die sogenannten Babyboomer zum „alten Eisen“. Sie kamen zwischen 1946 und dem Pillenknick 1965 auf die Welt, als die Geburtenrate nach dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland anstieg. Für sie verwendet der Experte den Begriff „active ageing“. Soll heißen: „Diese Generation fordert aktiv ein, möchte selbstverständlich Dinge wie einen Internetanschluss, Handys und internationales Essen“, beschreibt Fretschner. Für sie bedeutet aktives Altern, sich selbst zu verwirklichen, ein Leben lang zu lernen und an der Gesellschaft teilzuhaben, dabei gleichzeitig die nötige Unterstützung und Pflege zu erhalten.

Die Familien können laut Fretschner diese Bedürfnisse nicht auffangen, auch das Ehrenamt könne und dürfe die professionelle Hilfe nicht ersetzen. „Eine wichtige Aufgabe der >

Die Demografie kann man nicht beeinflussen, wohl aber ihre Folgen.



kommunalen Seniorenpolitik und Altenhilfe wird es deshalb zukünftig sein, die Integration und Koordination der einzelnen Dienste und Angebote sicherzustellen, ein umfassendes Care- und Case-Management zu etablieren und die Vernetzung der unterschiedlichen Anbieter und Leistungserbringer vor Ort voranzutreiben“, so der Professor. Doch auch die Seniorinnen und Senioren selbst sind gefragt: Durch ehrenamtliches Engagement und Selbsthilfeaktivitäten können sie Produktivitätspotentiale aktivieren, die – ergänzend zu den professionellen Angeboten – einen wichtigen Beitrag zu ihrem Wohlbefinden und ihrer Lebensqualität leisten. So würden sie stärker als Mitglieder der Gemeinschaft wahrgenommen und angesprochen werden.

Da die meisten in ihrem gewohnten Umfeld alt werden möchten, muss es eine wohnortnahe Versorgung geben, so viel Barrierefreiheit wie

möglich, außerdem niedrigschwellige Angebote wie Einkaufshilfen und Seniorennachmittage. Und um den Verbleib in den eigenen vier Wänden lange zu ermöglichen, seien laut Fretschner neue Konzepte und modulare Systeme notwendig, wie zum Beispiel das „ambient assisted living“. Hierbei wird mit Hilfe innovativer Technik zum Beispiel der Herd bei Abwesenheit abgeschaltet, das Licht, die Musik oder Raumtemperatur geregelt. Hilfreich seien auch sogenannte Casemanagerinnen und Casemanager, die mit den Patientinnen und Patienten und deren Angehörigen optimale und passende Hilfeleistungen planen und in die Wege leiten.

Eine weitere Herausforderung der demografischen Entwicklung ist der Umgang mit demenziell veränderten Menschen. Der tägliche Einkauf beispielsweise ist für sie ein Ritual und bedeutet ein wichtiges Stück Autonomie. „Hier kann die GPS-Technik eingesetzt werden. Sie sendet Signale und informiert über den genauen Standort“, erklärt Fretschner. Er bedauert, dass die Gerontotechnik zwar vorliegt, sie aber bei Beschäftigten sozialer Berufe noch große Skepsis hervorruft. „Man erfindet das Rad permanent neu, forscht und forscht, dabei gibt es viele öffentlich geförderte Projekte hochkompetenter Fachleute. Doch sobald die Pilotisierung vorbei ist, werden sie eingestellt und neue Untersuchungen bezahlt“, kritisiert er. Als Beispiel nennt Fretschner Pilotprojekte im Bereich der technischen Assistenzsysteme oder im Feld der kultursensiblen Altenpflege.

Neben den Babyboomern erreicht noch eine weitere Bevölkerungsgruppe das Rentenalter: Die Arbeitsmigrantinnen und -migranten, die in den 1960er Jahren nach Deutschland kamen.



Nach seinem Zivildienst in einem Altenpflegeheim in Meersburg am Bodensee studierte Rainer Fretschner Sozialwissenschaften in Bochum. Schon während der Promotion legte er seinen Forschungsschwerpunkt auf die Soziale Arbeit mit Seniorinnen und Senioren.



Ein Projekt, wie es künftig laufen könnte, ist der 2010 gegründete Kieler Verein „Wik Aktiv“ samt 67 Mitgliedern und Generationentreff in der Holtenauer Straße 360. Er hat das Ziel, die Rolle von ehrenamtlich engagierten Seniorinnen und Senioren zu stärken, das Altersbild in der Gesellschaft zu verbessern und die Lebensqualität neu zu definieren. (v. l. Erika Skibbe, Milda Taubert, Ute Stöckmann)

Fretschners Forschungsaktivitäten erstrecken sich deshalb auch auf die Themenfelder „Kultursensible Altenhilfe“ und „Interkulturelle Öffnung der Altenhilfe“. Dabei geht es um die Frage, welche besonderen Bedürfnisse und Erwartungen diese Bevölkerungsgruppe hat und wie das System der Altenpflege und Altenhilfe auf sie vorbereitet ist. Hierzu wurden in der Hansestadt Lübeck ältere Migrantinnen und Migranten interviewt sowie das Personal stationärer Einrichtungen und ambulanter Dienste befragt. „Auf der Grundlage unserer Forschungsergebnisse können wir Empfehlungen zur Weiterentwicklung des Angebots ableiten und so die Versorgungssituation verbessern“, erklärt Fretschner. Die Ergebnisse und Handlungsempfehlungen werden derzeit diskutiert und sollen im März vorgestellt werden. Auf Seiten der Betroffenen, das machte die Studie deutlich, herrscht zum Beispiel große Unsicherheit über die rechtlichen und finanzi-

Man erfindet das Rad permanent neu, forscht und forscht, dabei gibt es viele öffentlich geförderte Projekte hochkompetenter Fachleute.

ellen Rahmenbedingungen der Versorgung. Dem medizinischen, pflegerischen und sozialpädagogischen Personal mangelt es oft an Sprachkenntnissen und interkultureller Kompetenz. Fretschner nennt ein konkretes Beispiel: Um das Verhalten der Klientinnen und Klienten verstehen zu können,

müsse das Personal die kulturspezifischen Krankheits- und Gesundheitsdefinitionen kennen. Für einen traditionellen Moslem sei eine Krankheit etwas Negatives, er begreife sie als Strafe Gottes für eine Sünde, die er begangen habe. Er erlebe seine Krankheit also sehr emotional und zeige sein Leid deutlicher nach außen als ein Christ.

Bei einer Demenzerkrankung können Betroffene ihre Zweitsprachenkenntnis verlieren, dann sind Muttersprachlerinnen und -sprachler vor Ort wichtig, sagt Fretschner. Ebenso wäre ein Gebetsraum im Altenheim ➤



Große Tasten, eindeutige Menüs, übersichtliche Funktionen:
So wünschen sich ältere Menschen ihr Handy.

wünschenswert. Seine Vorstellung von idealer „Kultursensibler Altenpflege“: der Aufbau ethnischer Schwerpunkte im stationären Bereich, die Beachtung geschlechtsspezifischer Erfordernisse, die systematische Vernetzung der Migrations- und Altenarbeit und die Berücksichtigung in der kommunalen Pflegebedarfsplanung.

Auch weitere Gruppen brauchen ein besonderes Augenmerk und haben spezielle Bedürfnisse: „Es gibt zunehmend alte HIV-positive Menschen“, fügt er hinzu. Und auch Menschen mit Behinderung im Rentenalter gab es in Deutschland bisher kaum. Die Jahrgänge vor 1945 fielen den Euthanasie-Verbrechen der Nationalsozialisten zum Opfer. „Mit geistig Behinderten ab dem Jahrgang 1946 hat man wenig Erfahrung“, sagt

Fretschner. Dabei sind Menschen mit Behinderung nicht immer pflegebedürftig, für viele ist eine sinnvolle Tagesstrukturierung und Alltagsgestaltung von großer Bedeutung.

„Am demografischen Wandel hängen ganz viele Themen“, weiß Fretschner. So bezieht das demografische Altern auch Veränderungen in der Struktur der Erwerbsbevölkerung mit ein. Als Folge der Bevölkerungsalterung und der tiefen Geburtenrate prognostiziert das Bundesamt für Statistik für die nächsten Jahrzehnte einen Fachkräftemangel. Dem Arbeitsmarkt werden in Zukunft weniger, dafür aber ältere Beschäftigte zur Verfügung stehen. Dies gilt besonders bei dem zu erwartenden Renteneintritt der Babyboomer-Generation.

Das Altern der Bevölkerung eröffnet neue Konsummärkte.

Wie können sich private Unternehmen und die öffentliche Verwaltung auf alternde Belegschaften vorbereiten? Kleine und mittelgroße Unternehmen müssen „innovative Ideen für das Altersmanagement entwickeln, Arbeitsplätze altersgerecht gestalten und Teams aus alten und jungen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern bilden“, schlägt Fretschner vor. Sie müssten sich aber auch darauf einstellen, dass die Gruppe der älteren Arbeitnehmerinnen und -nehmer wachse und diese damit auch als Konsumentinnen und Konsumenten ins Visier unternehmerischen Handelns treten.

Das Altern der Gesellschaft eröffnet neue Konsummärkte, benötigt werden neue Produkte und Dienstleistungen für mehr Lebensqualität im Alter. Hier nennt Fretschner Stichworte wie



„Seniorenmarketing“, „universal design“ oder „design for all“. Dabei geht es um spezielle Produkte, die die Bedürfnisse und Ansprüche der Zielgruppen 50plus oder Best Ager berücksichtigen: „Statt einer großen Pizza können sie zum Beispiel eine Packung mit drei kleinen kaufen, um sie besser aufteilen zu können. Oder ein Handy mit einer besonders großen und daher gut lesbaren Tastatur.“ Der „Wirtschaftsfaktor Alter“ gewinnt immer mehr an Bedeutung, denn die Kaufkraft der Seniorinnen und Senioren und ihre steigenden Ansprüche an Selbstständigkeit und Lebensqualität machen sie für Produkte, Tourismus, Handwerk, Dienstleistungen und Technologien interessant.

Um all diese Aspekte des demografischen Wandels erfolgreich miteinander zu vereinbaren, bedarf es nach Fretschner der Vernetzung, Koordination, Integration, Moderation, Quartiersarbeit und Förderung der lokalen Seniorenwirtschaft. „Dies sind die zentralen Ansatzpunkte einer zeitgemäßen kommunalen Seniorenpolitik“, sagt er.

Um diese Gesichtspunkte zu sammeln und aktuelle Trends zu diskutieren, gibt der Sozialgerontologe gemeinsam mit Dr. Josef Hilbert und Prof. Bernd Maelicke das im Nomos-Verlag erscheinende „Jahrbuch Seniorenwirtschaft“ heraus. Das jährlich erscheinende Kompendium stellt nationale und internationale Best-Practice-Beispiele vor, kommentiert aktuelle Entwicklungen in der Seniorenwirtschaft und betrachtet die Chancen und Herausforderungen für Wirtschaft und Gesellschaft. Ende 2012 ist das „Jahrbuch Seniorenwirtschaft 2012“ erschienen. In zwölf Beiträgen zeichnen die Autoren aktuelle Trends bei Produkten und Dienstleistungen im Alter auf: Vorgestellt werden unter anderem Projekte für die Gestaltung generationenübergreifender Lernprozesse in ländlichen Regionen, Untersuchungen zum Fachkräftemangel und zum Qualifizierungsbedarf für medizinisches Personal in der alternden Gesellschaft wie auch Beispiele für die Gewinnung von Nachwuchskräften in der Pflege.

Karina Dreyer

Der Verein „Wik Aktiv“ wird als Ideenschmiede angenommen. Es gibt Handykurse, Ausstellungen, Kaffeerunden, Stricknachmittage oder ein Frauenfrühstück.

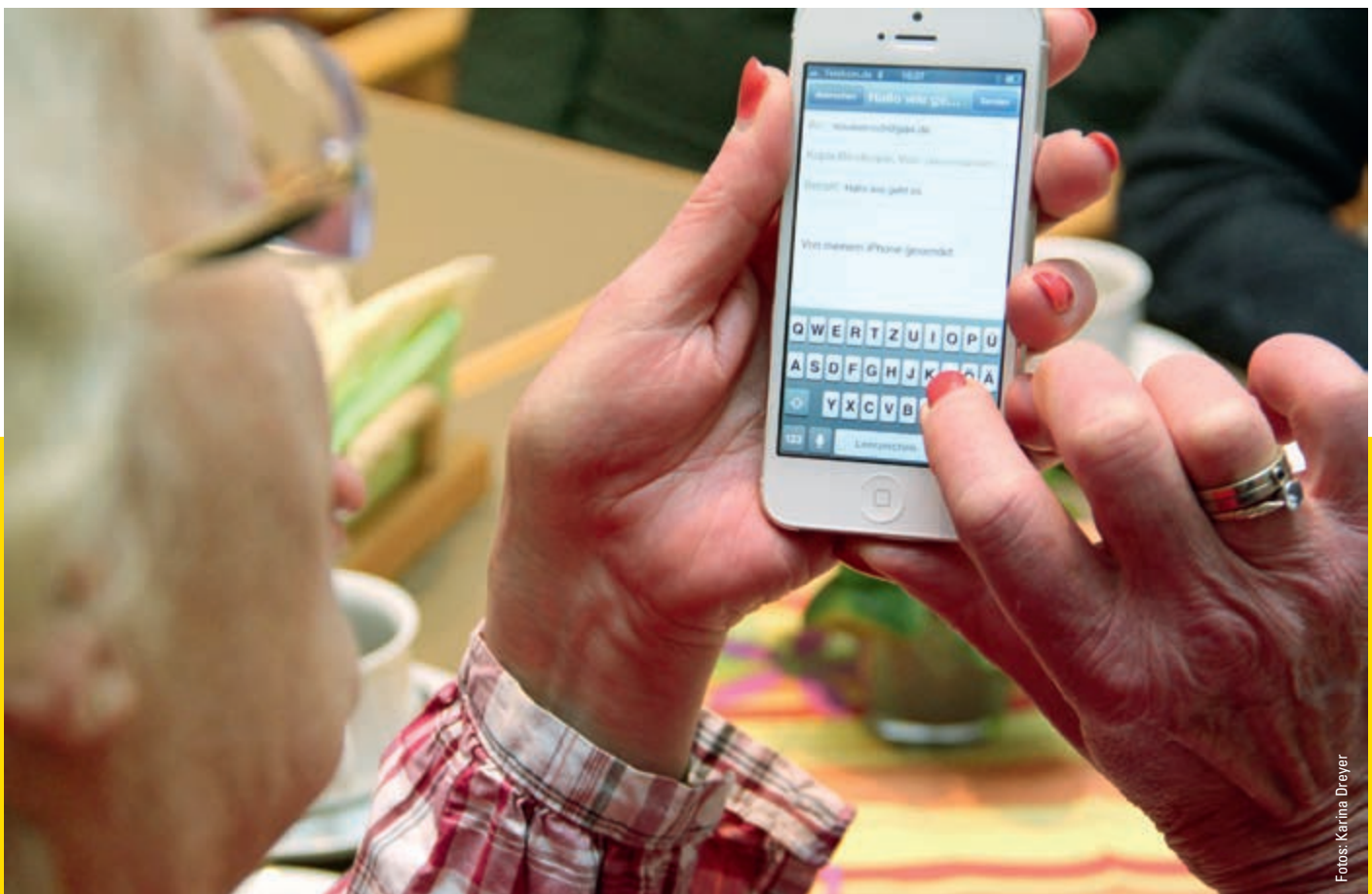


Foto: Karina Dreyer

DASS ICH DEN FADEN VERLIERE IN MEINEM LEBEN ...

Eine Studie über Demenzkranke am Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit der FH Kiel zeigt: Für die erste Phase des Vergessens fehlen passgenaue Angebote. Betroffene und Angehörige berichteten.

*So behelfen sich
einige Betroffene
mit Merktzetteln.*

Es gab da diesen Abend in der Kneipe: Der Mittsechziger erzählte seinen Stammtischbrüdern eine Geschichte über einen Bekannten, der sogar anwesend war. Er sah den Mann, aber „sein Name fiel mir einfach nicht ein. Und ich hab dann eine ganze Zeit geschwiegen und konnte auch nicht weitererzählen, weil mich das richtig erschüttert hat“. Da war es, das Schlüsselereignis, das dem Mann deutlich machte, dass sich etwas verändert hat in seinem Leben. Dass das Vergessen anfängt. „Oft beginnt der Prozess schleichend. Solche Momente werden in der Regel erst im Nachhinein rekonstruiert“, sagt Gaby Lenz. Die Professorin am Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit der Fachhochschule Kiel leitete gemeinsam mit ihrer Kollegin, Professorin Marita Sperga, eine Studie über „Frühdemenz aus Subjektsicht und Anforderungen an die kommunale Vernetzung“. Im Projektzeitraum, der von April 2009 bis Mai 2012 dauerte, befragte das Forschungsteam Demenzkranke und Angehörige zu ihren Ängsten und Wünschen, ihren Bedürfnissen und ihren Erfahrungen mit professionellen Betreuerinnen und Betreuern und Hilfskräften. Auch „Profis“ aus Beratungsstellen und Praxen berichteten von ihrem Arbeitsalltag, mehrere Kooperationspartner unterstützten die Studie.

Die Ergebnisse sollen helfen, „Anforderungen an regionale Angebots- und Vernetzungsstrukturen zu formulieren“. Ein besonderes Augenmerk gelte hierbei dem Zusammenspiel haupt- und

ehrenamtlicher Unterstützungsangebote und der Selbsthilfe, heißt es im Abschlussbericht, der Ende des vergangenen Jahres veröffentlicht wurde.

Denn zurzeit passen die Hilfen nicht zu den Wünschen der Kranken und ihrer Familien – so zumindest beklagen es viele Interviewpartnerinnen und -partner der Studie.

Das Thema gewinnt zunehmend an Bedeutung. Im nördlichsten Bundesland leben laut Angaben der Alzheimer Gesellschaft Schleswig-Holstein heute mehr als 46.000 Menschen mit einer Demenz. Da die Krankheit in der Regel Ältere erfasst, wird die Zahl der Betroffenen parallel zum demografischen Wandel stetig wachsen. Statistiken gehen davon aus, dass es 2050 rund 72.000 Betroffene in Schleswig-Holstein und bundesweit etwa zwei Millionen Erkrankte geben wird. Dabei reicht das Feld vom Massenleiden Morbus Alzheimer, bei dem Nervenzellen im Gehirn absterben und sich gleichzeitig Eiweiß-Fasern ablagern, bis zur frontotemporalen Demenz, bei der der Stirn- und Schläfenbereich – der Fronto-Temporal-Lappen – betroffen ist. Diese Form kann schon junge Menschen treffen. Zwar bekennen sich schon einzelne Prominente, etwa der Fußballmanager Rudi Assauer oder der Fantasy-Autor Terry Pratchett, zur Diagnose, dennoch ist die Vergessens-Krankheit für die meisten eher ein Thema, über das nicht



Foto: Tyll Riedel

„Weg vom Geist“ bzw. „ohne Geist“ – so lautet die wörtliche Übersetzung des Begriffs „Demenz“ aus dem Lateinischen. Mit fortschreitender Krankheit können Betroffene in ihrer Alltagskompetenz eingeschränkt sein.

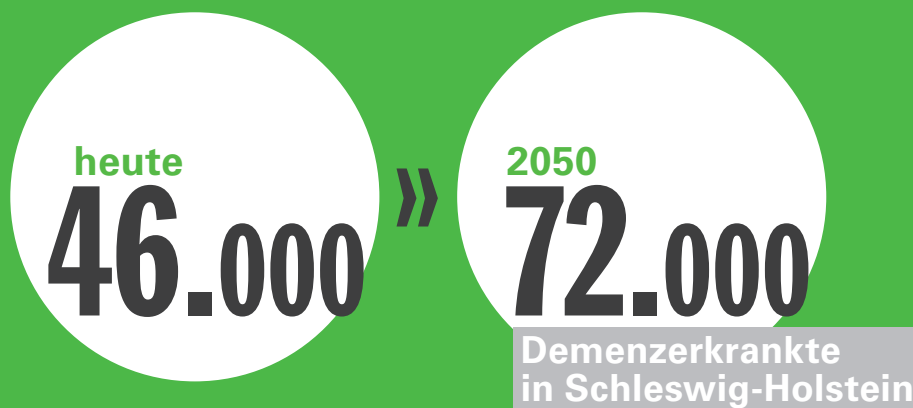
gesprochen wird. „Kein Tabu“, meint Gaby Lenz. „Aber etwas Privates, das im Bekanntenkreis so schwer anzusprechen ist wie das Einkommen oder die eigene Sexualität.“ Das Bedrohliche an Demenz seien das veränderte Sozialverhalten und der Kontrollverlust. Der besteht zwar auch bei körperlichen Krankheiten, aber „die kognitive Kontrolle wird in unserer Gesellschaft besonders hoch bewertet“, sagt Lenz. Entsprechend ängstige eine Demenz.

Das erleben auch viele, die Gedächtnisverlust an sich beobachten und versuchen, diesen in ihrem Umfeld zu thematisieren: „Andere wehren das Problem ab“, so eine Interviewpartnerin. „Das will niemand hören und niemand nimmt das an. Es wird sofort lächelnd überspielt.“ Auch Angehörige leiden unter dem Nicht-wissen-wollen der Umwelt: Eine Frau berichtete, sie vermeide das Thema, weil sie es nicht aushalten könne, nicht ernst genommen zu werden.

Sogar Ärztinnen und Ärzte reagieren mit Unglauben und Zweifel, vor allem, wenn die Erkrankten scheinbar noch zu jung für eine Demenz sind.

Aus Sicht der Betroffenen erfassen die üblichen Tests nicht das, worunter Kranke und Angehörige im Alltag am meisten leiden – entsprechend unverstanden fühlen sie sich mit ihren Sorgen. „Über Alzheimer werden Witze gemacht, manche Ärzte wiegeln ab, wenn jemand mit der Vermutung kommt“, so Lenz. „Gerade Fachleute sollten anders reagieren.“

Dabei ist es den Betroffenen eine Zeitlang trotz aller Furcht oft ganz recht, nicht genau Bescheid zu wissen: Es ist ein „Changieren zwischen dem Wunsch, Klarheit zu erhalten und dem Bedürfnis eines Nicht-Wissens“, heißt es in der Studie. Doch wenn diese Phase vorbei ist – meist, weil die Krankheit offensichtlicher wird –, wünschen sich viele Betroffene kompetente Unterstützung. Denn gerade im frühen Stadium der Demenz – also dem Zeitabschnitt, den Lenz, Sperga und ihr Team untersucht haben – sind die Ängste gewaltig und umfassend. Als „Welt der Erfolgslosigkeit“ werde das frühe Stadium manchmal bezeichnet, so die Alzheimer Gesellschaft. Betroffene ist bewusst, dass ihre Leistungen nach- ➤



Auf einer Fachtagung an der FH Kiel stellte das Projektteam die Ergebnisse der Studie vor: (v.l.n.r) Prof. Gaby Lenz, Norbert Schmelter (Pflege LebensNah Rendsburg), Prof. Marita Sperga, Barbara Wirkner (Wissenschaftliche Mitarbeiterin), Brigitte Voß (Pflege LebensNah Rendsburg), Stephan Detmers (Universitätsklinikum Schleswig-Holstein), Dr. Petra Richter (Wissenschaftliche Mitarbeiterin), Swen Staack (Alzheimer Gesellschaft Schleswig-Holstein), Ulrich Mildenberger (Pflegestützpunkt im Kreis Segeberg).

lassen, sie fühlen sich verunsichert, beschämt oder wütend. „Ich mache mir Gedanken, dass ich mich verliere. Dass ich den Faden verliere in meinem Leben“, formulierte eine Interviewpartnerin, andere plagten ganz praktische Sorgen: Wie geht das weiter? Wie schnell geht es? Kann ich noch allein leben? Muss ein Pflegedienst her, und kann ich den bezahlen? Für diese Fragen haben sich landesweit Selbsthilfegruppen gegründet, in denen Demenzerkrankte über ihre Probleme sprechen.

Es gibt zahlreiche Strategien, mit einer beginnenden Demenz fertig zu werden, auch das haben die zahlreichen Interviews gezeigt. So behelfen sich einige Betroffene mit Merkzetteln, tragen alles Wichtige bei sich oder versuchen, Dinge immer nach einem bestimmten Schema zu erledigen, um einen klaren Tagesablauf zu bewahren. Ein Mann schilderte, wie er sein Leben anhand alter Tagebücher festhält. Einige ver-

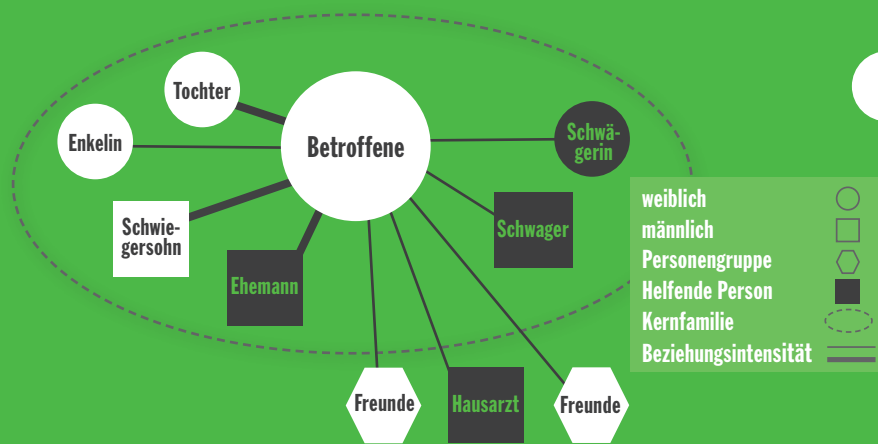
suchen, aktiv zu bleiben, im Tennisclub, in der Familie oder als ehrenamtliche „Grüne Dame“. Und als es für eine Betroffene schwierig wurde, sich zu orientieren „hab ich mir ein paar Mal wie bei Hänsel und Gretel Erbsen ausgestreut. Nicht Erbsen, sondern so Styroporkügelchen“. Dennoch werden „biographisch verankerte Identitätskonstruktionen brüchig oder brechen ganz zusammen“, stellten die Sozialwissenschaftlerinnen im Rahmen ihrer Befragung fest. Sie untersuchten dieses Zusammenschrumpfen des sozialen Netzes mit dem „Ecomap“-Verfahren, mit dem Personen und Aktivitäten wie Beruf oder Hobby in einer Karte visualisiert werden. Sie zeigt, dass die Kontakte zur Außenwelt abnehmen und Betroffene mit Fortschreiten der Krankheit mit immer weniger Menschen zu tun haben. „Der Bekanntenkreis zieht sich zurück, weil das natürlich anstrengend ist“, fasste eine Angehörige resigniert zusammen.

Kranke und Angehörige finden oft Erklärungen, warum es zur Demenz kam: Frust über den Verlust des Jobs, eine frühere Krankheit, die anstrengende Arbeit. Da die Gründe für Demenzen bis heute unklar sind, lässt sich nichts davon medizinisch belegen – die Versuche zeigen aber das Bemühen, rational mit der unheimlichen Krankheit umzugehen. Lenz und Sperga kommen zu dem Schluss, diese „Eigentheorien“ seien weder „Störfaktor noch hinderlich, sondern als Ausdruck lebendiger Auseinandersetzung und Aneignung anzusehen“.

Ein Kritikpunkt lautet, dass Ärztinnen, Ärzte und Beratungsstellen sich schnell auf die Angehörigen konzentrieren, statt die Kranken in den Mittelpunkt zu stellen – in gewisser Weise eine Entmündigung der Erkrankten. Oder wie es in der Studie heißt: „Somit wird suggestiv von den Betroffenen erwartet, dass sie ihren Subjektsta-



Foto: einfaul.de/achen Unternehmenskommunikation GmbH



Beispiel: Ecomap einer Betroffenen

Das Projektteam erstellte 32 Ecomaps von betroffenen Männern und Frauen. Insgesamt variierte die Anzahl der Personen in ihren sozialen Netzwerken zwischen zwei und 24 innerhalb der Kernfamilie sowie zwischen null und 26 Personen außerhalb der Kernfamilie. Es stellte sich heraus, dass die Größe der Kernfamilie nicht ausschlaggebend für die Anzahl der helfenden Personen ist.

tus abgeben und quasi in einen Objektstatus wechseln, sobald sich Anfänge einer möglichen Erkrankung zeigen.“ Dabei sind Demenzkranke durchaus in der Lage, noch sehr lange für sich selbst zu sprechen, betont Swen Staack von der Alzheimer Gesellschaft Schleswig-Holstein, eine der Projektpartnerinnen der Studie. „Wer die Diagnose erhält, gilt als Depp. Das ist, gerade am Beginn der Krankheit, natürlich Quatsch, da die Leute außer kleinen Lücken keine Probleme haben.“

Die Einschätzung der Befragten, es gebe zu wenige Angebote im Land, teilt Staack nur bedingt. Gerade in den größeren Städten stünden durchaus Gruppen und Beratungsstellen zur Verfügung. Im Internet finden Betroffene und Angehörige weitere Tipps. Ganz neu ist eine „Modellwohnung“ in Norderstedt, in der praktische Hilfsmittel für das Leben mit Demenzkranken vorgestellt werden. Auch an Schulen informiert die Alzheimer Gesellschaft über die Krankheit. „Aber gerade Frühbetroffene sind oft gar nicht interessiert an diesen Hilfen, sondern versuchen noch sehr lange, allein zurechtzukommen“, weiß Staack. „Sie wollen nicht, dass die Nachbarschaft von der Diagnose erfährt. Das hindert gerade in kleineren Orten daran, eine Gruppe aufzusuchen.“ Der Geschäftsführer des Landesverbandes der Alzheimer Gesellschaft ist sich nicht sicher, ob es für Demenzkranke grundsätzlich sinnvoll ist, sich zu outen: „Wer stark genug ist, soll es gern tun – es ist wichtig, dass es Einzelne gibt, die damit für die Krankheit sensibilisieren. Doch ich würde nicht jedem raten, sofort mit dieser Diagnose herauszukommen.“

Demenzkranken im frühen Stadium wurden bisher kaum wissenschaftlich untersucht. So hatte

sich das Team des Forschungsprojekts vorgenommen, das Wissen und Erleben der Betroffenen in den Mittelpunkt zu rücken. Gefördert wurde die Studie vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF). Die Fachhochschule Kiel suchte regional verankerte Praxispartner, vor allem im Kreis Rendsburg-Eckernförde und in der Stadt Kaltenkirchen, die als Modellorte ausgesucht wurden. Aber auch in Frankfurt am Main gab es mit dem Institut für familiäre und öffentliche Erziehung, Bildung, Betreuung e. V. (Ifoebb) einen Kooperationspartner, mit dem die Kieler Projektgruppe ihre Ergebnisse nach Hessen transformierte. Für Lenz und Spurga war ein wichtiger Aspekt, dass das „Unterstützungsarrangement“ für Demenzkranke eine künftige Aufgabe der Sozialen Arbeit sein könnte, schließlich gehe es „im Wesentlichen um gesellschaftliche Teilhabe sowie die Identifizierung und Förderung von individuellen und Netzwerk-Ressourcen“.

Professorin Lenz befasst sich auch nach Abschluss des Forschungsprojektes weiter mit dem Thema „Frühdemenz“. Zurzeit erfasst sie gemeinsam mit ihrer Kollegin Professorin Christiane Micus-Loos systematisch die Angebote für Demenzkranke und deren Angehörige. Ein Schwerpunkt liegt dabei auf ambulanten Hilfen, die es Menschen ermöglichen, lange in den eigenen vier Wänden zu bleiben.

Esther Geißlinger

Demenz ist etwas Privates, das im Bekanntenkreis so schwer anzusprechen ist wie das Einkommen oder die eigene Sexualität.

VOM FILMEN, FLIEGEN

UND FINGERFOOD

Schwirrt da etwa ein wütender Bienenschwarm über den FH-Campus? Klingt zumindest so. Aber in der Luft kreisen nur die üblichen Kieler Möwen. Dazwischen summt ein acht-armiges Flugobjekt, ein Mini-Hubschrauber mit installierter Videokamera. Konzentriert verfolgt Linus Krebs den Flug des sogenannten Oktokopter auf dem Monitor einer flachen Fernsteuerung, während er angespannt über das Kopfsteinpflaster schleicht, in Richtung des Kultur- und Kommunikationszentrums Bunker-D. „Puh, geschafft“, seufzt er erleichtert, als der Oktokopter unter großem Getöse vor dem Eingang des Bunkers landet. Er wendet sich an Axel Reinhardt, Inhaber des Unternehmens pixel-flight und Pilot des Mini-Helikopters. „Und dabei habe ich nur die Kamera gesteuert und du die Drohne.“

Neben seinem Multimedia-Production-Studium an der Fachhochschule (FH) Kiel betreibt Linus Krebs seit 2006 die Produktionsfirma Oarfish Film. Gerade steckt er mitten in den Dreharbeiten zum Imagefilm der Kulturinsel Dietrichsdorf – ein Auftrag vom Kanzler der FH Kiel, Klaus-Michael Heinze. Neben dem Bunker-D bilden das Industriemuseum Howaldtsche Metallgießerei, das Computermuseum, der Mediendom, die Sternwarte und einige Kunstwerke auf dem Campus die Stationen des Films.

Während Axel Reinhardt den Oktokopter lenkt, stellt Linus Krebs per Fernsteuerung die Kamera ein und überprüft ihre Perspektive.

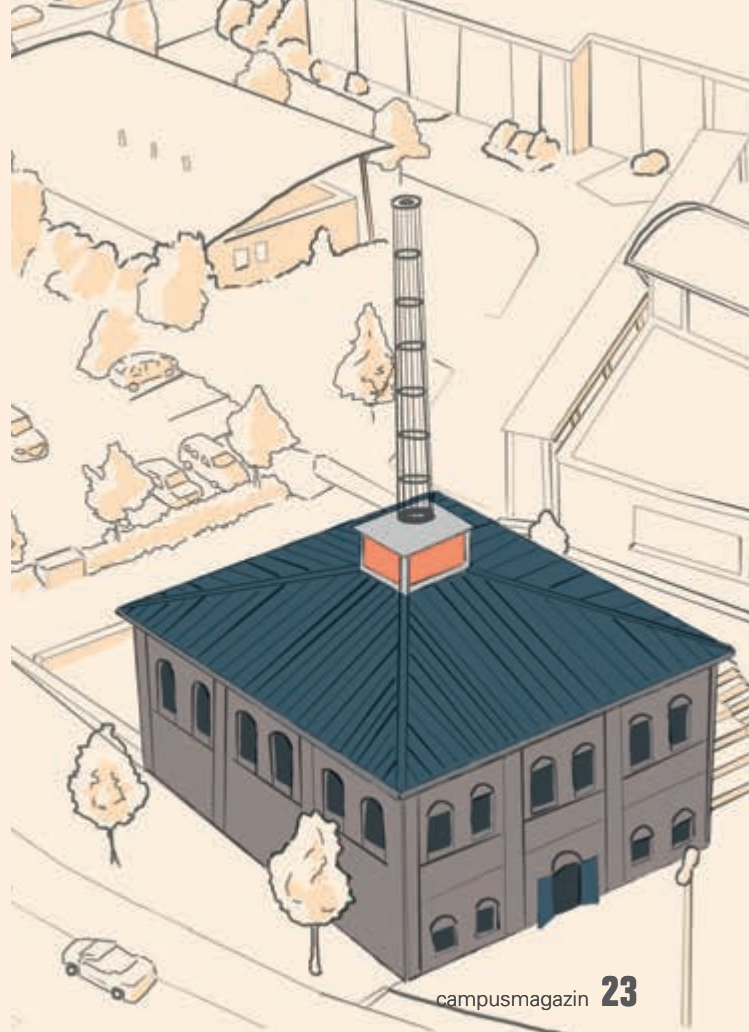




Das Konzept stammt von Linus Krebs, für Aufnahmeleitung und Schnitt hat er seinen Kommilitonen Daniel Sterz engagiert.

Das Team hat an diesem ersten Drehtag schon einiges hinter sich. Startpunkt war die Gießerei. „Da haben wir ganz anders gearbeitet – mit Stativ und Slider, einer kleinen Kameraschiene. Der Film soll wie ein klassischer Imagefilm anfangen, mit schönen Nahaufnahmen und geringer Tiefenschärfe.“ In der Einstiegsszene hatten die Gäste des Industriemuseums während einer Führung ihre Sternzeichen gegossen. Anschließend hatte Linus Krebs die Kamera von dort mit der Drohne zum Bunker-D fliegen lassen. „An dieser Stelle breche ich den Film durch die bewegte Kamera und erzeuge eine besondere Dynamik. Ab der ersten Flugszene werden keine Schnitte mehr zu sehen sein – alles läuft in einem Fluss“, verrät Linus Krebs das Spezielle dieses Konzepts.

Mit einer Flugdrohne arbeitet der Regisseur zum ersten Mal. Sie ermöglicht professionelle Luftbilder und Filme in HD-Qualität zu einem Bruchteil der Kosten, die üblicherweise durch den Einsatz von Helikoptern oder Flugzeugen entstehen würden. Die Aufnahmen können in geringer Höhe gemacht werden – ein Vorteil, den herkömmliche Fluggeräte aus Sicherheitsgründen nicht bieten. Und so kann Linus Krebs den Weg vom Kunstwerk Eisenblock am Sokratesplatz über die bunten Dächer des Großen >



Hörsaalgebäudes bis zum Computermuseum problemlos filmen. „Vorhin haben wir schon einen Probeflug gemacht – hoffentlich klappt das jetzt genauso gut“, sagt er.

Die dreiminütige Sequenz, aus der später nur 20 Sekunden werden, klappt beim ersten Versuch. Optimal, schließlich kostet eine Drehstunde mit dem Oktokopter 250 Euro plus Anfahrt. Als der Hubschrauber wie geplant vor einem offenen Fenster im Erdgeschoss des Museums landet, klatscht Linus Krebs begeistert in die Hände. „Sehr schön, vielen Dank! Die Drohne ist abgedreht.“ Im Inneren des

Er dreht mit fünfzig Vollbildern pro Sekunde. So kann er an sehenswerten Stellen Details in Zeitlupe zeigen und Szenen, in denen nicht viel passiert, schnell durchlaufen lassen.

„Was soll jetzt hier eigentlich passieren?“ möchte Museumslotsin Gabriele Sowada wissen, die extra für den Dreh ins Museum gekommen ist. „Wir tun so, als wäre ein normaler Öffnungstag. Ich laufe mit der Kamera dort los.“ Linus Krebs zeigt auf das offene Fenster, vor dem die Drohne vorhin gelandet war. „So wirkt es im Film, als würde sie hier drinnen weiterfliegen. Ich drehe in einem Shot, das heißt ich laufe in einem Stück durch alle Räume. Stolpern wäre blöd“, grinst er und wendet sich an die fünfzehnköpfige Statistengruppe, die er per E-Mail-Aufruf über den Studierendenverteiler mobilisiert hat. „Ihr dürft euch auf die Stockwerke verteilen und alles besichtigen – oben könnt ihr sogar Pacman spielen. Aber möglichst nicht in die Kamera gucken.“

ICH BRAUCHE KEINE SUPERSAUBEREN BILDER

Computermuseums benutzt er stattdessen eine Steadicam, auch Schwebestativ genannt. Sie passt sich an die Bewegungen des Kameramanns an und gleicht dadurch Schwankungen aus. „Ich brauche keine supersauberen Bilder. Da die Szenen nicht geschnitten werden, benutzen wir bei der Postproduktion einen Zeitraffer. Am Ende soll der gesamte Film nur knapp drei Minuten lang sein, die meisten Einstellungen werden also fünfmal schneller gezeit“, erklärt Linus Krebs.

Als das Telefon plötzlich durchdringend und anhaltend klingelt, winkt Linus Krebs gelassen ab. „Der Ton ist völlig wurscht, der Film wird anschließend mit Musik hinterlegt.“

Er drückt auf den Aufnahmeknopf und huscht leicht gebückt die erste Treppe hoch – um nach wenigen Sekunden wieder herunterzukommen. „Noch mal von vorne. Ich wollte die Kamera umlenken und bin dagegen gestoßen, da gab es einen Ruck. Das wird bestimmt noch öfter passieren.“ Das Problem ist die lange Strecke – schließlich muss er über



Nachdem Linus Krebs einen Weißabgleich gemacht hat, um sicherzustellen, dass die Aufnahme „hier drinnen bei dem Kunstlicht auch schön aussieht“, kann der Dreh im Computermuseum beginnen.

vier Etagen laufen. „Eigentlich darf ich das gar nicht erzählen, aber beim Zeichnen des Storyboards hatte ich glatt ein Stockwerk übersehen“, lacht er. „Nun muss ich leider ein bisschen weiter gehen als ursprünglich geplant.“

Nervös macht ihn das jedoch nicht. Er sei, so sagt er, kein Ausraste-Regisseur. Schließlich improvisiert er heute nicht zum ersten Mal. Denn eigentlich wollte er die Drohne zum Beispiel ganz nah an den CampusKulTour-Schildern vorbeifliegen lassen. Eigentlich. „Erst während des Flugs ist mir klar geworden, dass das aus Sicherheitsgründen nicht funktioniert und sie dabei abstürzen könnte. Völlige Schnapsidee, wir sind hier nicht in Hollywood.“

Auch der Dreh mit der Steadicam hat so seine Tücken. Wieder und wieder nimmt Linus Krebs seine Ausgangsposition am Fenster ein – mal war sein Schatten im Bild, mal die Schwankung zu stark. „Wenn ich zu schnell gehe, kann es passieren, dass sich die Kamera durch den ‚Fahrtwind‘ dreht und ich so Dinge filme, die ich gar nicht filmen will“, seufzt er nach dem vierten Versuch und startet erneut.

„Das sieht schon sehr gut aus“, murmelt Linus Krebs kurze Zeit später, als er auf der dritten Etage Gabriele Sowada passiert, die eine Führung nachstellt. „Wenn das so weitergeht, ist das die Aufnahme.“ Er ist im obersten Stockwerk angekommen. Dort ertönt Musik – ein Statist spielt Pacman. Linus Krebs rennt an ihm vorbei in die Mitte des Raumes und stoppt mit der Kamera direkt vor einem schwarzen Monitor. Geschafft! Nach sieben Anläufen ist alles im Kasten.

Knapp zweieinhalb Minuten hat er für diese Aufnahme gebraucht. Auf dem Kameramonitor überprüft er die Szene und findet auch gleich einen Fall für den Zeitraffer. „Hier guckt eine der Statistinnen leider in die Kamera. Ich musste abwägen, ob ich den ganzen Weg noch einmal mache. Aber irgendetwas kann immer schiefgehen.“ Dann ruft er laut: „Das ist sehr schick geworden – wir sind hier fertig!“ Linus Krebs „scheucht“ seine Truppe zum nächsten Drehort. Im Bunker-D möchte er eine Ausstellungseröffnung nachstellen.

Es duftet nach Knoblauch, Hackbällchen und frisch gebackenem Brot. Im Café des Bunkers baut ein Mitarbeiter des Cateringunternehmens „Entracte“ ein großes Buffet für die Gäste auf, wie bei einer Bunker-Vernissage üblich. Linus Krebs und Daniel Sterz setzen sich, um erst einmal die bisherigen Aufnahmen zu sichern. Das dauert.

„Die meiste Zeit beim Film vergeht mit Warten“, weiß Daniel Sterz. Nach einer halben Stunde kann es weitergehen. Aber es gibt ein Problem: Nur noch eine Handvoll der Statistinnen und Statisten ist zu sehen. „Wo sind denn alle hin?“ Linus Krebs zählt entsetzt. Langsam wird er doch nervös. „Nur noch sechs? Dann fehlen ungefähr 20! Das kann ich nicht machen, so sieht es hier bei einer Vernissage nicht aus.“

Der Rest der Statistencrew läuft nach draußen, um auf der Straße und im benachbarten Studentenwohnheim Wildfremde zum Mitmachen zu bewegen. Es klappt. Zumindest ein paar neue Gesichter tauchen im Bunker auf. Gerade als Linus Krebs mit dem Dreh beginnen möchte, laufen ihm noch ein paar Passantinnen und Passanten über den Weg, die er mit freier Verpflegung für den Dreh gewinnen kann. Genug sind es trotzdem nicht. Also muss

SO WIRKT ES IM FILM, ALS WÜRD SIE HIER DRINNEN WEITER FLIEGEN

er wieder improvisieren. Er bittet alle, sich zunächst im ersten Stock zu verteilen. „Wenn ich mit der Kamera an euch und den Kunstwerken vorbeigelaufen bin, lauft ihr schnell hinter mir vorbei in die nächste Etage und bedient euch am Catering. Aber noch nichts essen, sonst ist beim dritten Take vielleicht nichts mehr da. Vielleicht könnt ihr unterwegs auch noch ein paar Klamotten tauschen, damit ihr nicht immer gleich ausseht.“

Mit der Steadicam in der Hand stellt sich Linus Krebs in den Eingang des Bunkers – dorthin, wo der Hubschrauber vor einigen Stunden gelandet ist. Er ist sich sicher: Diese letzte Szene für heute wird er gleich auch im Kasten haben.

Katja Jantz



Der Film „Kurzflug über die Kulturinsel“ ist zu sehen unter:
www.fh-kiel.de/kulturinsel-d.

KOMM SEGELN!

Das Interesse am Segeln ist groß, doch nur wenige wollen sich an einen Verein binden. Auch die Segelgruppe an der Fachhochschule Kiel kämpft um Mitglieder. Vereinsvorsitzender Thorsten Althoff ist von dem Angebot der Segelgruppe und den Vorteilen einer Mitgliedschaft überzeugt.



Foto: Kerstin Harms

Am 18. April startet die Segelsaison 2013. Wer wie Heiko Focke-Grieße, Helmut Harms und Daniel Lehmann (v. l.) dabei sein möchte, ist herzlich willkommen. Anfragen zum Schnuppersegeln bitte an: schnuppersegeln@segelgruppe-kiel.de.

Es klingt wie in einem Werbespot: Im Sommer mit Freunden und einem Kasten Bier zum Steg gehen, die Leinen lösen, Segel hissen, in einer lauschigen Bucht den Anker werfen und im Meer baden. Für Thorsten Althoff ist das kein Traum, sondern Wirklichkeit. Und das, obwohl er kein eigenes Segelboot besitzt, ja noch nicht einmal einen Segelschein gemacht hat. Aber Althoff ist Mitglied der Segelgruppe an der Fachhochschule Kiel. Und deswegen bieten sich ihm alle Möglichkeiten, einen perfekten Segeltag zu erleben.

„Das Besondere an unserem Verein ist, dass er über eigene Segelboote verfügt“, sagt Althoff. Nur wenige Vereine könnten das ihren Mitgliedern bieten. Die Boote seien in einem sehr guten Zustand und immer da, wenn er segeln möchte. Studierende zahlen dafür 150 Euro Vereinsbeitrag im Jahr, für Berufstätige sind es 180 Euro. „Natürlich gibt es Segelvereine mit niedrigeren Mitgliedsbeiträgen. Aber unser Angebot bietet durch unsere Segelboote ein unschlagbares Preis-Leistungs-Verhältnis!“, so der 26-Jährige. „Außerdem haben wir direkten Zugang zu einem der schönsten Segelgebiete der Welt“, betont Vereinsmitglied Harald Jacobsen, Professor am Fachbereich Informatik und Elektrotechnik der Fachhochschule Kiel. Trotz dieser überzeugenden Argumente muss die FH-Segelgruppe um neue Mitglieder kämpfen: Seit mehreren Jahren schreibt der eingetragene Verein rote Zahlen. Fünf Jahre werde er sich so höchstens noch halten, schätzt Jacobsen.

Gegründet wurde die Segelgruppe 1950 von segelbegeisterten Studierenden und Lehrkräften der FH Kiel. Lange Zeit finanzierte sie sich über den von der FH organisierten Schrägen Funken, einst die größte Faschingsfeier Schleswig-Holsteins. Die Veranstaltung erzielte hohe Gewinne, von denen auch die Segelgruppe profitierte und ihre Boote anschaffen konnte. Doch 2003 wurde der Schräge Funke eingestellt. Damit brach ein Großteil der Einnahmen für den Segelverein weg. Seitdem fließen nur noch die Mitgliedsbeiträge in die Kasse.

Um den Segelverein unter den Studierenden bekannter zu machen, bot Harald Jacobsen im Rahmen der Interdisziplinären Wochen einen Segelkurs an. Er hoffte, so auch andere an der FH von den großartigen Möglichkeiten des Segelns zu überzeugen und neue Mitglieder für den Verein zu gewinnen. Der Kurs stieß auf großes Interesse: „Die 20 Plätze waren schnell belegt, wahrscheinlich hätte ich auch 50 oder



Foto: Tyll Riedel

100 Plätze voll bekommen.“ Auch das Feedback der Studierenden fiel erfreulich aus. Aber dem Verein beitreten wollte niemand von ihnen. Warum? „Ich weiß es nicht, für mich ist es wirklich paradox“, sagt Jacobsen. Der 36-Jährige überlegt deshalb, ob er zukünftig einen solchen Segelkurs mit der Verpflichtung zum Vereinseintritt kombiniert – so, wie es auch bei anderen Vereinen üblich ist.

Ähnlich wie den Studierenden heute, fiel es auch Thorsten Althoff nicht leicht, sich für das Engagement in der Segelgruppe zu entscheiden: „Ich hatte mit Vereinen nie viel zu tun und habe mir Vereinspflichten immer eher lästig vorgestellt.“ Althoff wurde 2008 auf die Segelgruppe aufmerksam, als er am Schnuppersegeln beim Camp 24/7 teilnahm. Direkt bei der Aufnahme in den Verein wurde der damalige Schiffbau-Student gefragt, ob er den Posten des zweiten Vorsitzenden einnehmen wolle, der gerade frei geworden war. Thorsten Althoff wollte – obwohl und gerade weil er kaum jemanden kannte. Denn durch seine Arbeit in der internen Organisation hoffte er, die Mitglieder und den Verein besser und schneller kennenzulernen. Seit zwei Jahren ist Althoff erster Vorsitzender der Segelgruppe und damit vor allem für die Außendarstellung des Vereins verantwortlich. Mittlerweile hat er viele Kontakte geknüpft und seinen Freundeskreis erweitert. Die Stimmung unter den Mitgliedern sei sehr gut, der Verein familiär, unkompliziert und basisdemokratisch. Das Freizeitvergnügen stehe im Vordergrund. >

Thorsten Althoff (l.) und Prof. Harald Jacobsen würden sich über neue Mitglieder in der kommenden Saison freuen.



Der Verein hat rund 50 passive und ebenso viele aktive Mitglieder, die sich fünf Segelboote teilen, drei große und zwei kleine. Die „Trigon“ ist das größte Boot. Bei mehrtägigen Touren finden bis zu acht Personen Platz an Bord. Dann werde es aber auch schon sehr gemütlich unter Deck, also sehr eng und auch ein bisschen muffig, schmunzelt Althoff. „Man muss sich schon sehr gern haben und hat einfach wenig Privatsphäre, wie beim Camping.“

Wer nur eine Tagestour unternehmen oder für ein paar Stunden segeln möchte, fährt zum Hafen in Düsternbrook und segelt einfach los, wenn ein Boot frei ist. Natürlich müssen einige Voraussetzungen erfüllt sein: Für die drei größeren motorisierten Boote benötigen Segelwillige den Sportbootführerschein See (SBF See) und den Sportküstenschifferschein (SKS), für die „Trigon“ zusätzlich einen Funkschein, da sich an Bord eine fest eingebaute Funkanlage befindet. Außerdem müssen alle zunächst eine vereinsinterne praktische Prüfung ablegen, in der sie ihre Segelfähigkeiten nachweisen müssen. „Die zwei kleinen Jollen dürfen selbst von völlig unerfahrenen Landratten gesegelt werden“, erzählt Althoff. Ein Praxistest muss jedoch auch hier sein, zur eigenen Sicherheit. Die Kurse und Prüfungen für die Segelschein bietet der Verein nicht an. Dafür können die FH-Seglerinnen und -Segler sie vergünstigt beim Kieler Yachtclub (KYC) absolvieren. Althoff verfügt bisher nur über die vereinsinterne Jollenerlaubnis. Trotzdem ist er in den vier Jahren seiner Mitgliedschaft neben zahlreichen Tagesausflügen auch schon bei mehrtägigen Törns und einer Regatta mitgesegelt – und durfte dabei auch mal das Ruder übernehmen.

Bei Geschwader-Törns über Himmelfahrt und Pfingsten oder längeren Touren nach Dänemark, Schweden oder bis nach Norwegen kostet ein Segelboot pro Person und Tag neun Euro, Studierende zahlen nur sechs. Hinzu kommt ein bisschen Geld für die Tankkasse. Zusätzlich zum „Touren-Kostenbeitrag“ wird von den Mitgliedern eine Arbeitsleistung gefordert, die innerhalb von 15 bis 25 Stunden zu Saisonstart im April und Saisonende im Oktober abgeglichen werden kann. Dann müssen

die Boote entweder auf die Segelsaison vorbereitet oder zum Überwintern auf einen Parkplatz in Schilksee gebracht werden. „Im Oktober haben wir alles, was nicht niet- und nagelfest ist, aus und von den Booten abgeschraubt“, erzählt Thorsten Althoff. Segel, Polster, Leinen, Fenster, Bordelektronik wie GPS Gerät, Funkgerät oder Echolot und sogar die Batterien aus dem

„Für mich ist Segeln mehr als nur ein Hobby“

Motor liegen jetzt trocken und warm in einem Lagerraum der FH Kiel. In Schilksee überwintern nur noch Rumpfschale und Motor. Und wer von den Vereinsmitgliedern Lust dazu hat, trifft sich im Winter zu Gruppenabenden und Feiern oder nimmt an gemeinsamen Ausflügen, Bowling- oder Pokerabenden teil. Oder plant die nächste Segeltour – so wie Harald Jacobsen: „Für mich ist Segeln mehr als ein Hobby, vielleicht schon eine Art Lebenseinstellung.“ Deswegen sucht er nicht nur nach weiteren Mitgliedern, sondern auch nach anderen Einnahmequellen, zum Beispiel Sponsoren oder öffentlichen Geldern.

Ein wichtiger Schritt für den Fortbestand des Vereins ist die Verlegung der Boote im Sommer 2014 vom West- ans Ostufer: Zukünftig sollen sie dann in der Schwentinemündung liegen, direkt vor der Mensa der Fachhochschule. Das ist nicht nur viel näher, sondern auch deutlich günstiger: Der Verein kann so rund 4.000 Euro Liegegebühren sparen, da die Liegeplätze der FH gehören. Trotz dieser Vorteile war es nicht leicht, alle Mitglieder vom Umzug zu überzeugen, da viele auf dem Kieler Westufer wohnen. Aber schließlich überwog die Erkenntnis, dass dieser Schritt notwendig ist. Sichert er doch – vorerst – den Erhalt des Vereins.

Marika Smits, Studentin



Besuchsadresse

Segelgruppe
an der FH Kiel e. V.
Grenzstraße 3
24149 Kiel
Tel. 0431 210 4917
www.segelgruppe-kiel.de

Auch Geburtstagstouren richtet die Segelgruppe hin und wieder für ihre Mitglieder aus: Ina Lefering (l.) und Kai Schlösser auf dem Flaggschiff Trigon in Richtung dänische Südsee.

LIEBLINGSENKELERSATZ

Karin Hoche, Zentrum für Sprachen und interkulturelle Kompetenz

Luna gehört unserer Tochter Wiebke, die sie vor dreieinhalb Jahren aus einer Hundeklappe bei Wismar geholt hat. Damals war Luna acht Monate alt und hatte ein beige-graues Fell mit anthrazitfarbenen Flecken – ein bisschen wie der Mond, daher auch ihr Name. Da Wiebke berufstätig ist, verbringt Luna zwei bis drei Tage pro Woche bei uns. Unseren Enkelhund nennen mein Mann und ich sie immer, denn Enkelkinder haben wir noch nicht. Sie macht uns unglaublich viel Freude, besonders meinem Mann. Früher hatte er Hunde nicht so gern, heute ist Luna sein Ein und Alles.

Wir haben sogar ein eigenes Auto für sie, einen alten Peugeot, bei dem die Rückbank immer heruntergeklappt ist und den wir nur benutzen, wenn wir mit ihr zum Gassigehen fahren. Am liebsten sind wir mit ihr am Strand, dort kann sie herrlich frei herumrennen. In Bülk hat sie mit uns schwimmen gelernt. Mein Mann hat einen Stock ins Wasser geworfen, immer weiter und weiter – und plötzlich ist sie geschwommen. Sie war außer Rand und Band und wollte gar nicht mehr aufhören. Allen, die vorbeikamen, habe ich die Neuigkeit sofort erzählt, ob sie es nun hören wollten oder nicht.

Inzwischen finden wir es sogar langweilig, wenn wir beide alleine unterwegs sind – Luna fehlt uns dann, weil wir mit ihr immer viel erleben. Sie ist eine sehr freundliche Hündin und möchte jeden stürmisch begrüßen, aber das mögen natürlich nicht alle. Da müssen wir ein wenig aufpassen, schließlich wiegt sie 43 Kilo. Nach dem Spazierengehen bekommt sie von uns immer eine Banane, die frisst sie so gern. Das Wort „Banane“ dürfen wir aber nicht aussprechen, sonst spielt sie sofort verrückt. Bei uns heißen Bananen also nur noch „das Gelbe mit B“.



TANZEN



Gestatten? Roberta! Ich entstehe aus einem Lego-Bausatz und bringe Mädchen (und Jungs) Elektrotechnik näher. Mit viel Spaß!

AUFRÄUMEN, GOLF SPIELEN

Was Roberta alles kann

Über der winterlichen Förde schimmert der letzte Streifen Orange in der Dezemberdämmerung. Dienstanachmittag in der Kieler Grenzstraße. Im Raum 1.20 des Fachbereichs Informatik und Elektrotechnik der Fachhochschule Kiel herrscht geschäftiges Treiben. Eifrig geben junge Mädchen Befehle in Laptops ein, aktivieren Programme, füllen Aufgabenzettel aus.

Plötzlich ertönt auf einem Tisch lautes Trommeln. Die Mädchen klopfen mit den Fäusten auf die Tischplatte und feuern eine kleine Maschine an. „Ssssst“ rotiert sie auf ihren Rädern im Kreis wie eine Hummel. Erst, als der Krach verebbt, stoppt sie. Sie heißt Roberta und Roberta ist ein Roboter. Die Schülerinnen, die das kleine Gerät aus einem Lego-Bausatz selbst montiert und auf Laptops programmiert haben, testen gerade den Geräuschsensor. Aufgabe 22 ist geschafft: Die Mädchen jubeln und klatschen. Das ist Teil ihrer Begeisterung, wird aber auch Bestandteil der nächsten Aufgabe sein. Diese ist mit „PSSST“ überschrieben: Der Roboter soll nur starten, wenn es besonders leise im Raum ist. Dann soll er 50 Zentimeter vorfahren, umdrehen und stoppen. Wird laut geklatscht, fährt er zur Startposition zurück. Es klappt.

Die Mädchen, die hier spielerisch mit Technik umgehen, könnten die Ingenieurinnen von morgen sein. Im ersten RobertaRegioZentrum Schleswig-Holsteins entwickelt die Fachhochschule Kiel seit Januar 2012 Kurse, Materialien und Ideen für den informationstechnischen und naturwissenschaftlichen Unterricht an Schulen. Die Roberta-AG am Dienstag ist Teil des Enrichment-Programms, mit dem begabte Schülerinnen und Schüler auch außerhalb der Schule durch Lernangebote gefördert werden. Erstes und wichtigstes Ziel der Roboterkurse ist es, das Interesse von Jungen und insbesondere Mädchen für Informatik, Technik und Naturwissenschaften nachhaltig zu wecken und sie für eine spätere technisch orientierte Ausbildung zu motivieren.

Auch die FH Kiel möchte mit diesem Programm den generell zurückgehenden Anteil von Studierenden im Fachbereich Informatik und Elektrotechnik aufhalten. Vor allem an

weiblichem Interesse mangelt es. „Von 50 Studierenden sind nur zwei Frauen“, berichtet Professor Gerhard Waller, Leiter des RobertaRegioZentrums. Bedauerlich, denn mit Frauen sei das Lernklima ganz anders. „Sie bringen andere Perspektiven, Vorstellungen und Bedürfnisse in die Technik“, ergänzt Barbara Reschka, Projekt-Koordinatorin des Zentrums. Die Diplom-Soziologin ist Expertin für Gender Training so wie gendersensible Produktentwicklung und dafür mitverantwortlich, dass das Roberta-Programm an die FH Kiel geholt wurde. „Viele Unternehmen wünschen sich



Bauen Scheu vor Technik ab und setzen auf weibliche Kompetenzen: Prof. Gerhard Waller und Barbara Reschka vom RobertaRegioZentrum.

gemischte Entwicklerteams für eine heterogene Technik, um Fehlentwicklungen zu vermeiden“, berichtet sie, denn im Allgemeinen schließe man von sich auf andere. „Doch nicht alle Menschen sind männlich und groß“, nennt sie ein Beispiel der maskulin orientierten und damit einseitigen Forschersicht.

Warum aber werkeln an der FH heute ausschließlich Mädchen? „Es gibt auch Jungenkurse“, betont Professor Waller. Doch die Geschlechtertrennung sei sinnvoll, denn die Mädchen haben hier „einen Lernraum, in dem >



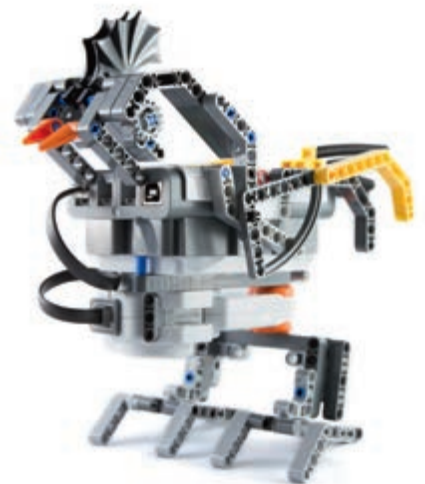
Als direkte Ansprechpartnerinnen stehen den Mädchen im Kurs eigens als Roberta-Scouts ausgebildete FH-Studentinnen zur Verfügung. Sie beobachten, wie durch Raum zum Ausprobieren Selbstvertrauen wächst.

sie ihre Scheu vor Technik verlieren und sehen, dass sie konkurrenzfähig sind.“ Eine wichtige Intention des Programms, da leider viele Lehrer ihren Schülerinnen immer noch mehr oder weniger subtil suggerieren würden, „dass naturwissenschaftliche Fächer nichts für sie sind“, bedauert Barbara Reschka. Jungen würden per se naturwissenschaftliche Kompetenzen zugeordnet, Mädchen sprachliche. „Selbst bei einer eins in Physik und einer drei in Deutsch raten Eltern einem Mädchen eher zu Germanistik. Diese Geschlechterstereotypen wollen wir hinterfragen.“

Gendersensibel zu lehren heißt, auf die unterschiedlichen Herangehensweisen der Geschlechter einzugehen. „Wenn die Mädchen erst einmal festgestellt haben, dass sie mit Technik umgehen können, lassen sie sich nicht mehr so leicht verunsichern“, weiß die Soziologin. Wobei die Erfahrungen zeigten, dass sie eher vorsichtig und zurückhaltend seien und systematischer vorgehen. „Sie möchten nichts kaputt machen und Konkurrenzkämpfe vermeiden“, meint Barbara Reschka. „Sie agieren nach Anleitung. Jungs nicht – sie machen einfach drauf los“, so Prof. Waller. Und während es Jungen eher zum Bau von Kampfmaschinen zieht, ergab eine wissenschaftliche Begleitforschung zum Roberta-Programm, dass Mädchen besonders gern menschen- oder tierähnliche Roboter bauen.

Ein Huhn auf dem Pult zeugt von der Vielfalt, die sich mit dem NXT-Mindstorms-Bausatz der Firma Lego herstellen lässt. Der typische Aufbau umfasst ein dreirädriges Fahrzeug, das in alle Richtungen fahren kann und mit Sensoren ausgestattet ist. Es reagiert auf Druck und Berührung,

Hell-Dunkel-Reize und Licht, misst Entfernungen, kann ausweichen und über ein Mikrofon Schall aufnehmen. Mit einfachen Übungen – etwa eine Strecke zurücklegen, auf Zeit hin und zurück fahren oder Einparken – nähern sich die Kursteilnehmerinnen immer komplexeren Aufgaben, die ihre kleine elektronische Probandin ausführen muss. Zu Beginn des Kurses lernen die Robertas Dinge zu sortieren und aufzuräumen, am Ende können sie sogar eine Lego-Windkraftanlage einschalten oder ein Solarmodul auf ein Lego-Haus setzen.



So weit sind die Kursteilnehmerinnen Luisa (12) und Carolin (13) mit Rosalie, ihrem Roboter, noch nicht. Trotzdem gehen die beiden schon sehr routiniert mit ihr um. „Programmieren finde ich ganz toll, weil ich festgestellt habe, dass ich gar nicht mit kleinen Teilen rumbauen muss“, meint Carolin, die die siebte Klasse der Kieler Hebbelschule besucht. Obwohl „Technik“ für die 13-Jährige bisher „nicht viel mehr als Ein- und Ausschalten“ hieß. Carolin besitzt ein Smartphone und einen eigenen Computer. „Zum Musik hören oder skypen“, sagt sie, „zu Facebook darf ich nicht.“ Die Zwölfjährige geht auf die Lernwerft und nutzt ihren eigenen Laptop für E-Mails. Sie ist über das Enrichmentprogramm an das Roberta-Projekt gekommen. Die Fachhochschule Kiel kennt sie bereits durch den Girls'Day.



Mit einer grafisch orientierten Programmoberfläche und einfachen Symbolen arbeiten die Mädchen die Befehle für Roberta Schritt für Schritt ab.



Jedes Team arbeitet in seinem eigenen Tempo und kann die lösungsoffenen Aufgaben sofort auf dem großen Experimentierfeld, dem „Lego-Wettbewerbstisch“, ausprobieren.

Wie alle Teilnehmerinnen lösen die beiden ihre Aufgaben kollegial und freundschaftlich im Team und unter Aufsicht eines Roberta-Scouts. Während sich Gerhard Waller und Barbara Reschka als Roberta-Teacher im Hintergrund halten und nur bei größeren Problemen eingreifen, stehen als Roberta-Scouts ausgebildete FH-Studentinnen den Schülerinnen als direkte Ansprechpartnerinnen zur Verfügung. Eine von ihnen ist Deike Fietz, die im dritten Semester Technologiemanagement und -marketing studiert. Auch sie profitiert von ihrer Arbeit, lernt durch das Lehren dazu. Das Phänomen, dass die Mädchen sich vieles zunächst nicht zutrauen, verschwindet ihrer Erfahrung nach in dieser lockeren Arbeitsatmosphäre zunehmend. „Ihr größter Erfolg ist Selbstvertrauen zu bekommen“, hat Deike Fietz beobachtet. „Dadurch, dass die Mädchen allein oder mit einer Freundin arbeiten, trauen sie sich eher, etwas auszuprobieren und selbst in Ruhe zu überlegen, ohne gleich ‚Wie geht das‘ zu fragen“, so die 22-Jährige.

„Wir müssen mit den Robertas so umgehen, als ob sie gar nichts können“, erklärt Carolin. Das ist die

ROBERTAREGIOZENTRUM DER FH KIEL

2002 rief das Fraunhofer-Institut für Intelligente Analyse- und Informationssysteme IAIS die Initiative Roberta ins Leben, die vom Bundesministerium für Bildung und Forschung gefördert wird. Das erste und einzige RobertaRegioZentrum für Schleswig-Holstein wurde im Januar 2012 an der FH Kiel eröffnet, im Rahmen des „Bund-Länder-Programms für bessere Studienbedingungen und mehr Qualität in der Lehre“

Das Angebot richtet sich an alle schleswig-holsteinischen Schulen, die Roboter Kurse in ihre Ausbildung integrieren möchten. So können sich Lehrkräfte zu Roberta-Teachers ausbilden lassen. Oder geschulte Studentinnen führen als Roberta-Scouts in den Schulen Schnupperkurse durch und unterstützen die Lehrerinnen und Lehrer mit ihrem Know-how. Die Schulen haben die Möglichkeit, sich die Roboter-Bausätze auszuleihen. Roberta-Kurse eignen sich besonders für Projektwochen an Schulen. Auch innerhalb des Zentrums werden Kurse angeboten, z. B. im Rahmen des Enrichment-Programms Schleswig-Holstein, einer Initiative zur Förderung begabter Schülerinnen und Schüler.

Ausgangsbasis. Mit einer grafisch orientierten Programmoberfläche und sequenziell abgearbeiteten Blöcken mit Icons wie Zahnrädern, Sanduhren oder Bildschirmen für das Display, programmieren und konfigurieren die Mädchen unter Verwendung der Software „Education NXT 2.1“ ihre Befehle und führen vor, wie ihre Rosalie hinter einer ausgestreckten Hand hinterherläuft, also per Ultraschall Gegenstände erkennt und in Bewegung umsetzt. Oder akustisch

reagiert: Halten die Mädchen die Hand vor die Kamera, kann Rosalie in den „Weinen-Modus“ wechseln oder „aua“ sagen. Wenn sie im Quadrat laufen soll, müssen die beiden überlegen, was sie eingeben: Wann soll sie um die Ecke gehen, nach Ablauf einer bestimmten Zeit oder nach einer bestimmten Strecke? Das Tanzen haben sie Rosalie längst „beigebracht“. Außerdem kann sie sich auf diversifizierte Befehle hin bewegen und anhalten oder sich >

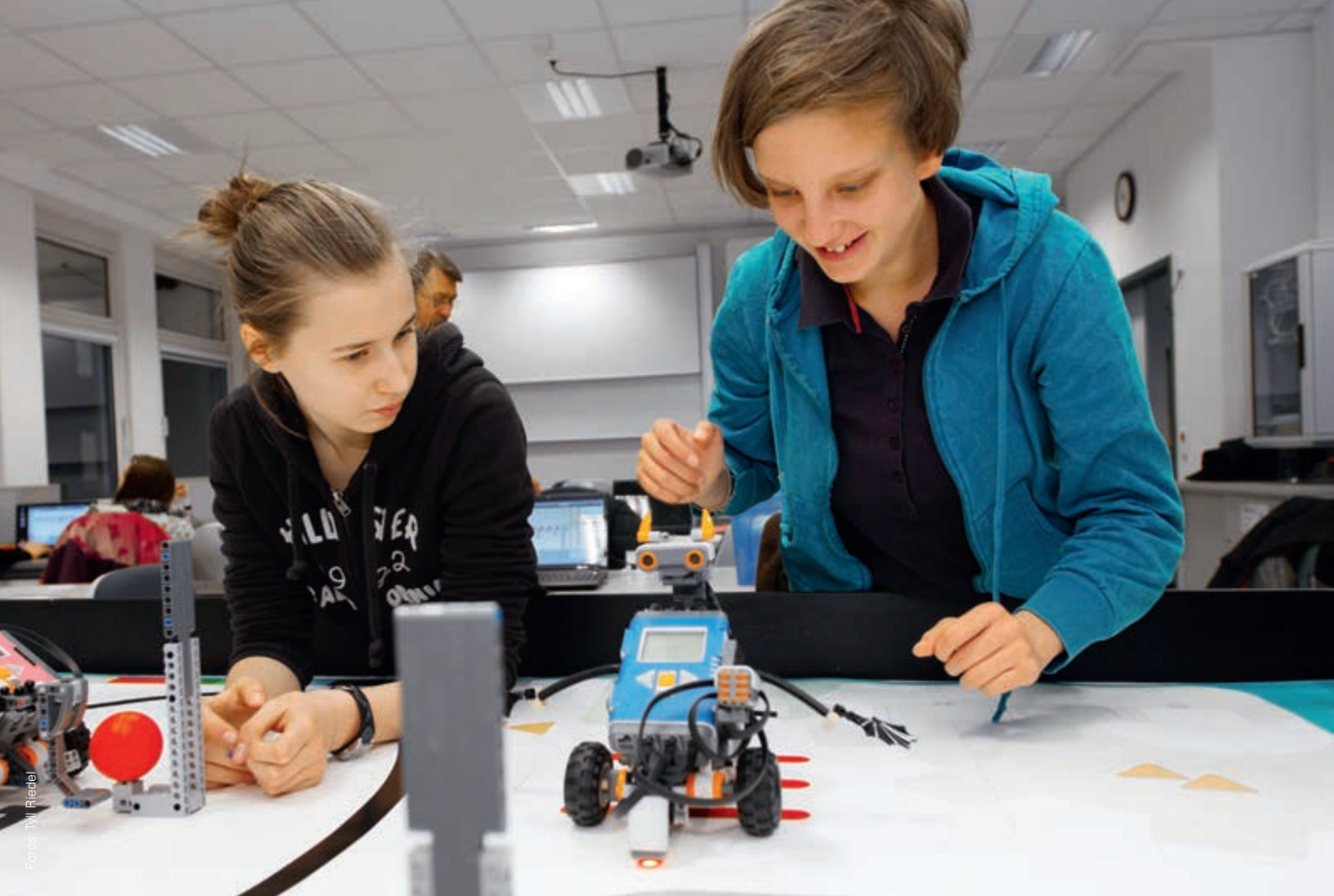


Foto: Tjil Riedel

Auch Carolin ist gespannt: Kann Maikes Roboter die roten Streifen auf dem Tisch zählen? Nachdem sie die Wartefunktion eingebaut hatte, klappt es mit dem schrittweisen Erkennen der Graustufen.



Kontakt

Fachhochschule Kiel
Grenzstraße 5
24149 Kiel
Roberta-Zentrum@fb-kiel.de
www.fb-kiel.de/roberta

Prof. Dr. Gerhard Waller
Leiter des RobertaRegioZentrums
Tel. 0431 210 - 41 52
gerhard.waller@fb-kiel.de

Dipl.-Soz. Barbara Reschka
Kordinatorin
Tel. 0431 210 - 18 81
barbara.reschka@fb-kiel.de

anschleichen. „James Bond“-Modus nennen Luisa und Carolin die Fahrt auf ein Hindernis zu, in dessen Nähe Rosalie immer langsamer wird und zehn Zentimeter davor mit einem Fanfarenton stoppt.

Jedes Team des Roberta-Kurses arbeitet in seinem eigenen Tempo und kann die lösungsoffenen Aufgaben sofort ausprobieren. „Trial and Error, das ist ja die Basis wissenschaftlichen Arbeitens“ unterstreicht Barbara Reschka: „Die Mädchen stellen eine Hypothese auf, testen sie und überprüfen unmittelbar das Ergebnis. Gegebenenfalls müssen sie nachbessern.“ Was sie ihren Robertas alles beigebracht haben, erproben die Mädchen auf einem großen Experimentierfeld, dem „Lego-Wettbewerbstisch“. Er ähnelt einem gerahmten Verkehrsübungsplatz in Tischtennisplattengröße und verfügt über Linien, Kurven, Streifen, Farbfelder sowie kleine Kreuze und Eckmarkierungen.

Luisa und Carolin testen, ob ihr Roboter auch Golf spielen kann. Carolin lässt seinen Arm mit dem selbst montierten Schläger rotieren, Luisa platziert einen roten Ball auf einer Auflage in 40 Zentimeter Entfernung. „Sie fährt nie gerade“, moniert Carolin als Rosalie startet und stoppt

die Mechanik am Display. Einige der anderen Mädchen schauen herüber. „Na, klappt es bei Euch?“ Ja, nach einigen Versuchen.

Dann probiert die 16-jährige Maikes aus, ob ihr Roboter Norbert die roten Streifen auf dem Tisch zählen kann. Norbert rattert drauf los. „Du musst die Wartefunktion einbauen“, rät Gerhard Waller, „er muss erst von den Streifen runter kommen.“ Denn der Roboter ist so programmiert, dass er die Graustufen im dunklen Bereich des Tisches erkennt. Damit er korrekt zählen und den nächsten Schritt machen kann, muss der Untergrund also erst wieder hell werden. Und wie erscheinen nun Zahlen anstatt Buchstaben auf Norberts Display? Für alle Teilnehmerinnen gibt es noch viel zu tüfteln, doch bis zum Ende des Kurses Mitte März bleibt ihnen noch genug Zeit.

Wie viel Spaß die Mädchen beim Experimentieren haben, erfreut Gerhard Waller immer wieder: „Typischerweise klatschen und jubeln die Mädchen bei Erfolgen.“ Manche seien unheimlich schnell, andere nicht. Kein Problem, denn was zählt, ist die Lust am Herausfinden.

Almut Behl



Ich höre gerne Metal. Im Moment am liebsten Doro Pesch – ich habe sie vor kurzem wiederentdeckt. Früher hatte ich einige Alben von ihr, auch aus der Zeit, in der sie bei Warlock gespielt hat. Dann hatte ich eine Zeitlang nicht mehr so viel Lust auf ihre Musik und habe alle Alben weggegeben.

Aber nachdem ich im November auf ihrem Konzert im Kieler MAX war, bin ich wieder auf den Geschmack gekommen und habe mir ihre neue CD gekauft. Seitdem läuft sie ständig, wenn ich von der Arbeit nach Hause komme. Ich singe auch gerne mit, tanzen lasse ich lieber – bei meinen Zementfüßen!

Doro Pesch ist schon 30 Jahre im Showgeschäft, dabei aber ganz normal geblieben. Von Skandalen, wie man sie von vielen anderen Künstlerinnen und Künstlern kennt, weiß ich nichts. Als ihr Vater gestorben ist, hat sie ein Lied darüber geschrieben – mir gefällt, wie sie ihr Leben in ihrer Musik und ihren Texten verarbeitet. Und wenn sie wieder einmal hier in der Gegend auftritt, bin ich auf jeden Fall dabei.



Foto: Hartmut Ohm, aufgezeichnet von Kaija Jantzi

LIEBLINGSSÄNGERIN

Marco Dumbrowski, Bau- und Liegenschaftsabteilung



MUSEUM *lockt* hinterm OFEN *hervor*

Bei Hans-Günter Fahrenkrug muss niemand frieren. Einer der vielen Öfen ist immer noch funktionstüchtig und wird angefeuert, wenn Besuch da ist.

Karg und glanzlos wirkt der Eichenbergskamp an diesem Nachmittag. Eine Straße, die ich schon häufiger entlang gegangen bin – natürlich, denn sie verbindet den Campus mit der Bushaltestelle am Heikendorfer Weg. Und doch habe ich sie nie richtig wahrgenommen. Hier soll sich also ein Ofenmuseum befinden? Ganz ehrlich: Auch das ist mir noch nie aufgefallen. Den Schal habe ich bis zur Nasenspitze gezogen, die Mütze hängt auf meinen Augenbrauen. Auf das unwirtliche Kieler Wetter ist Verlass; es ist kalt, sehr kalt. Ich stehe vor dem Schild mit dem Schriftzug „Ofenmuseum“, trete durch die Tür ein und plötzlich befinde ich mich in einer anderen Welt. Angenehme Wärme schlägt mir ins Gesicht. Ein älterer Herr steht im Raum und begrüßt mich herzlich zum Interview.

„Ein schöner, gemütlicher Ofen sorgt für wohlige Wärme und Behaglichkeit in der guten Stube“, erklärt Hans-Günter Fahrenkrug, Inhaber des Kieler Ofenmuseums. Und wie eine gute Stube wirkt auch dieser Raum, gar nicht wie ein klassisches Museum. Der Glanz, der außen fehlt, ist hier drinnen allgegenwärtig. Ein Schaustück

reicht sich an das nächste, wie in einem liebevoll eingerichteten Wohnzimmer. Verzierte Guss- und Kachelöfen ziehen die Blicke auf sich und führen den Besucherinnen und Besuchern über 300 Jahre Kulturgeschichte vor Augen.

Wir setzen uns in einem kleinen Nebenraum an einen Küchentisch, Hans-Günter Fahrenkrug bietet mir eine Apfelschorle zu trinken an. Währenddessen schwärmt er von seinen Exponaten: Das älteste Ausstellungsstück im Museum ist ein Gussofen aus dem Jahr 1742, als Schleswig-Holstein noch zu Dänemark gehörte. Altmeister Fahrenkrug ist besonders stolz auf dieses Fundstück: „Ich habe hier nur Öfen stehen, zu denen ich auch selbst einen Bezug habe“, betont er. „Entweder gehörten sie mir oder ich habe sie selbst abgerissen – und hier wieder aufgebaut.“ So wie der fast 200 Jahre alte Kachelofen, der selbst heute noch funktioniert. Wenn Gäste kommen, feuert Hans-Günter Fahrenkrug ihn an, so dass es schnell mollig warm im Ofenmuseum wird. So auch heute, denn schließlich soll ich einen Eindruck bekommen, welche Wärme seine Schmuckstücke zu spenden vermögen.

Ständig ist Altmeister Fahrenkrug auf der Suche nach neuen „alten“ Unikaten für sein Museum: „Wenn ein Superofen kommt, muss manchmal sogar ein anderer weichen“, sagt er bedauernd. Manche Öfen, die er bekommt, sind nicht vollständig erhalten. Ein Freund zum Beispiel schenkte ihm einst nur den Zwischensims eines Rokoko-Ofens. Dieser faszinierte Fahrenkrug aber so sehr, dass er ihn sofort in seine Sammlung aufgenommen hat.

Wie das Kieler Ofenmuseum überhaupt entstanden ist? Hans-Günter Fahrenkrug zeigt auf einige, alte Fotografien an der Wand: 1933 gründete sein Vater die Firma Fahrenkrug für Kachelöfen und Kamine in Wellingdorf. 1944 kaufte er das Grundstück in Dietrichsdorf – ein lukrativer Standort, da die Werft in dieser Zeit tausende Werk tätige an zog, auch auf dem Kieler Ostufer. Nur ein Jahr später, kurz vor Kriegsende, lag der Betrieb zerbombt in Schutt und Asche. Die Familie Fahrenkrug aber resignierte

„Damit mir NICHT LANGWEILIG wird“

nicht und baute ihn wieder auf. In den Jahren von 1970 bis 2010 lag die Firma schließlich in den Händen von Hans-Günter Fahrenkrug. Als er in Rente ging, übergab er den Meisterbetrieb seinem Sohn Christian, der selbst auch schon zwei kleine Söhne hat. Damit befindet sich das Familienunternehmen bereits in dritter Generation. Die freie Zeit als Rentner nutzt Altmeister Fahrenkrug, um das Ofenmuseum lebendig zu halten: „Damit mir nicht langweilig wird“, schmunzelt er.

Schon immer wusste Hans-Günther Fahrenkrug, dass er beruflich mit Öfen zu tun haben würde. Schließlich übten schon seine Vorfahren das Handwerk des Ofensetzens aus. Als Kind packt er im väterlichen Betrieb mit an und so ist es selbstverständlich, dass er von 1960 bis 1963 eine Ausbildung zum Ofensetzer absolviert. Anschließend beginnt Fahrenkrug eine Lehre als Fliesenleger – die er in nur einem Jahr als Landesbester abschließt. Danach arbeitet er ein Jahr lang am Bodensee in Uhdingen: „Ich hatte nie woanders gearbeitet, also schickte mein Vater mich weg. Das war damals so üblich“, erinnert er sich. Nachdem er nach Kiel zurückgekehrt ist, folgen 1968 die Ofensetzer-Meisterprüfung und 1972 die Fliesenleger-Meisterprüfung. Dann führt er 40 Jahre lang den Betrieb.

Besuchsgruppen führt Fahrenkrug nach Absprache persönlich durch „sein“ Museum. Bisweilen richtet er hier auch Feierlichkeiten aus: „Eher gemütliche Termine, denn ich möchte keinen Stress“, lächelt er. Die Landfrauen kommen zu Kaffee und Kuchen, sein Wanderclub zum Schinzenbrot-Essen. Oftmals gehen die Besucherinnen und Besucher vorher in den Mediendom oder das Computermuseum und lassen bei ihm den Tag ausklingen. Gemütlich eben. Eintritt muss bei Hans-Günter Fahrenkrug niemand zahlen; das Museum finanziert sich ausschließlich aus Spenden.

Die Nähe zur Fachhochschule empfindet Museumsleiter Fahrenkrug als Vorteil, denn dadurch ist immer etwas auf dem Gelände los – und damit auch im Ofenmuseum. Eher selten besuchen Studierende die Ausstellung. Dafür schauen gern Architektinnen und Architekten ein, um sich inspirieren zu lassen, denn Öfen sind wieder angesagt. Für Anfragen jeglicher Art zeigt sich Hans-Günter Fahrenkrug immer offen.

Gerne sitzt er im Museum am Fenster, feuert seinen Kachelofen an und blickt auf das studentische Treiben: „Ich habe 40 Jahre gearbeitet und genieße einfach die Zeit.“ Nur eines vermisst der Rentner in seiner Nachbarschaft: „Ein wenig mehr Gastronomie wäre nett.“ Er habe schon versucht, die Campussuite für das Ostufer zu begeistern. Seinen Ausbau über dem Museum hat er dafür angeboten, bisher sei daraus aber leider nichts geworden. Die notwendigen Umbaumaßnahmen wären zu kostspielig. Also vermietet er die Räumlichkeiten jetzt als Wohnraum an Studierende.

Fahrenkrug hält sich jeden Tag in seinem Museum auf, allerdings nur bis mittags: „Um halb eins muss ich zuhause sein. Dann wartet meine Frau mit dem Essen auf mich“, erzählt er. Auch dort heizt der Rentner mit einem Ofen, denn er liebt dessen Strahlungswärme und den typischen Ofengeruch. Außerdem sei die Ofenluft viel gesünder als die einer Zentralheizung, weil die Kacheln des Ofens die Luft filtern. Deshalb findet Fahrenkrug auch, dass alle einen Ofen zuhause stehen haben sollten. Naturbelassene Heizung – dafür schwärmt er. Ein Kachelofen sei der Garant für wohlige Wärme und Behaglichkeit in der guten Stube. Die Richtigkeit dieser Aussage spüre ich, als ich das Museum wieder verlasse. Vermummt mit Schal und Mütze geht es hinaus in die Kälte – und ich sehne mich zurück in die wohlige Wärme, die hinter mir liegt.

Veronika Sawicki, Studentin



Altmeister

Im Zusammenhang mit Handwerksberufen fällt der Begriff häufiger. Er hat hierbei zwei Bedeutungen: Zum einen bezeichnet er den Vorsteher einer Innung, früher auch Zunftmeister genannt. Zum anderen wird so ein als Vorbild geltender Vertreter eines Berufsziweigs oder Fachgebiets genannt, eine Art Senior oder auch Nestor, der sehr bedeutend für den jeweiligen Handwerksberuf ist.

BUNKER WOCHE

KONTAKT

Schwentinestraße 11, 24149 Kiel

Telefon Café: 0431 210-1611

Telefon Casino: 0431 210-1610

E-Mail: bunker-d@fh-kiel.de

Internet: www.bunker-d.de

REGULÄRE ÖFFNUNGSZEITEN

dienstags 10 bis 14 Uhr

mittwochs 10 bis 22 Uhr

NÄCHSTE BUNKERWOCHE

18. bis 24. April 2013

Mit viel Engagement bauten Studierende und Ehrenamtliche 2006 einen ehemaligen Werklufschutzbunker auf dem Kieler FH-Campus zum Kultur- und Kommunikationszentrum „Bunker-D“ aus. Er bietet Raum für Ausstellungen, Lesungen und Konzerte, beherbergt ein Café sowie ein Kino und lässt im kleinen Rahmen Feiern zu.

Zweimal jährlich findet an der Fachhochschule Kiel die Bunkerwoche statt, eine Woche voller Kino, Kunst, Kulinarischem, Literatur und Musik. Im Oktober 2012 lud die Hochschule zum elften Mal dazu ein. Zum Auftakt eröffnete der Kanzler Klaus-Michael Heinze am 25. Oktober 2012 die Ausstellung „50-jähriges Malerjubiläum“ von Wolfram Sieberth. Der Künstler zeigte rund 30 Werke aus Bereichen wie Fotorealismus, Akte / Porträt, Moderne und Romantik. Livemusik kam von der Red Hot Chili Peppers-Tributeband „Peppersen“ und der Hamburger Crossover-Band „Saintcatee“, die A-cappella-Gruppe „Multiple Voice“ begleitete einen Brunch im Bunker-Café. Live-Literatur vermischt mit Comedy und Spoken Word präsentierte die Lesebühne „LÄNGS“:

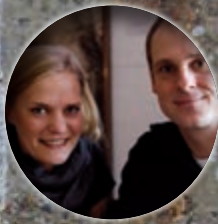
Gemeinsam mit den zahlreichen Gästen tanzten, lauschten und schmausten die beiden Studenten Tyll Riedel und Daniel Pfeifer, die im Auftrag von viel. Eindrücke und Stimmen der elften Bunkerwoche sammelten.

BUNKER-D





Sein Bachelorstudium hat Tobias in Stralsund abgeschlossen, seinen Master macht er an der FH Kiel. Für ihn war es der erste Poetry Slam – er fand die Jungs der Lesebühne LÄNGS „sehr sehr lustig“ und würde sie sich bei der nächste Bunkerwoche gerne wieder anschauen.



Juliane und Bernd kennen die Mitglieder und mögen die Musik der A-cappella-Gruppe „Multiple Voice“. Die beiden frühstücken nur am Wochenende. Daher war der Bunkerbrunch am Sonnabend für sie ein guter Anlass, bei gutem Essen gute Musik zu genießen und gleichzeitig den Bunker-D kennenzulernen.



Anita hat sich mit Freunden zum Frühstück im Bunker-Café verabredet. Sie ist zum ersten Mal dabei und begeistert: „Die Musik ist wunderbar, alles schmeckt.“



Christian lebt im Wohnheim auf dem FH-Campus. Um das Konzert der Band „Peppersens“ mitzuerleben, ist er extra in Kiel geblieben – sonst wäre er über das Wochenende nach Hamburg gefahren. Und es hat sich gelohnt, findet er.



Tim Ascheberg (l.) und Jörn Jacobi mit einem der ersten Serien-Scuddys. Normalerweise ist der Akku grün; gegen Aufpreis kann er jedoch, wie hier zu sehen, auch in schwarz bestellt werden.



Foto: Fabian Wentzel

ZWEI BUDDIES UND IHR SCUDDY

Pionierarbeit leisten Tim Ascheberg und Jörn Jacobi nicht zum ersten Mal. 2005 gründeten sie an der Fachhochschule Kiel das Raceyard Team, um mit einem selbstgebauten und -konstruierten Rennwagen an der Formula Student teilzunehmen. 2010 begannen sie ihren zusammenfaltbaren Elektroroller Scuddy zu entwickeln. Seit kurzem liefern sie die ersten Exemplare aus. Wie ihr Weg in die Selbstständigkeit verlief, welche Steine sie aus dem Weg räumen mussten und welche Rolle dabei ihre Hochschule spielte, erzählten sie Frauke Schäfer.

Gemütlich ist anders. Da machen sich Tim Ascheberg und Jörn Jacobi nichts vor. Dabei sah es noch viel schlimmer aus, im September 2011, als die beiden Jungunternehmer auf das Grundstück der ehemaligen Gärtnerei in der Kieler Michelsenstraße zogen. Die Wände des Mini-Häuschens, in dem sich heute ihr Büro befindet, schmückte eine Palmentapete, im Hof türmten sich Müllberge, die Hallen waren unbrauchbar. „Man muss immer noch mit einer rosaroten Brille hier durchgehen“, räumt Jörn Jacobi ein und grinst trotzdem vergnügt: „Aber damals brauchten wir mindestens zwei.“

Damals wollte Jacobi ein Haus mitten in Kiel kaufen. Und an diesem Haus hing ein ganzes Grundstück mitsamt besagten Hallen. Wie gemacht für die Jungunternehmer und perfekt getimt, denn die beiden mussten ihr Büro in der Fachhochschule räumen.

13 Monate lang hatten sie dort Zeit gehabt, ihre Geschäftsidee voranzutreiben. Ermöglicht hatte dies ein Gründungsstipendium der inzwischen aufgelösten Innovationsstiftung Schleswig-Holstein, kurz ISH. Für die Bewerbung mussten sie sich richtig ins Zeug legen, sagt Jacobi: „Man

Die Scuddy-Beachflags setzen die beiden Diplom-Ingenieure hauptsächlich auf Messen ein.



Nahaufnahme der vorderen rechten Bremszange: Die gespiegelte Bremsanlage (Bremszange rechts und Bremszange links) stammt aus dem Fahrradbereich und wurde für die Scuddys vom Hersteller leicht modifiziert, um unter anderem die Anforderungen für die Straßenzulassung zu erfüllen.



Foto: Gunnar Dethlefsen

bekommt Geld, um entspannt einen Businessplan zu erarbeiten. Das Problem ist, dass der Plan für die Anmeldung schon stehen muss.“ „Darüber haben wir uns anfangs wirklich aufgeregt“, gibt Ascheberg zu, „aber wie soll die ISH auch sonst beurteilen, ob es eine ernstzunehmende Idee ist oder nicht.“ Neben einem monatlichen Zuschuss von insgesamt 3.200 Euro beinhaltetete das Stipendium einen Raum in der Fachhochschule Kiel. „Davon wusste die FH gar nichts“, erinnert sich Ascheberg, „aber wir wussten ja, wo die ‚Türöffner‘ sitzen.“

Schließlich waren die beiden an der Hochschule keine Unbekannten. „Mit Gründen kennen wir uns aus“, sagt Jacobi. „Und damit, Steine aus dem Weg zu räumen“, ergänzt Ascheberg. 2005 hatten Prof. Herbert Feldmann und Hans Thüring vom Fachbereich Maschinenwesen ange-regt, dass sich die FH Kiel mit einem selbst konstruierten Rennwagen an der Formula Student beteiligen könnte. Intern schlug ihnen eine gute Prise Skepsis entgegen. Ein Rennwagen an einer Hochschule am Wasser? In der Segelhauptstadt Deutschlands? „Hier hat doch keiner Ahnung von Fahrzeugtechnologie“, hieß es. Aber Ascheberg und Jacobi waren Feuer und Flamme und gründeten das Raceyard-Team. Das Institut für CIM-Technologie-transfer (CIMTT) räumte in seinen Hallen eine Ecke für das 23-köpfige Team frei und 2006 rollte der erste Kieler Formel-Rennwagen auf den Campus. Beim Rennen in Hockenheim holte der Wagen auf Anhieb den Titel „Best Newcomer 2006“.

Während ihres Maschinenbaustudiums „luscherten“ beide in einige Unternehmen, aber das sei nicht wirklich ihr Ding gewesen. Ascheberg versuchte es auch in der Automobilzulieferindustrie: „Extrem anstrengend“, sei es gewesen, das Tempo, mit dem Entscheidungen getroffen wurden, eine Katastrophe. „Bei Raceyard ging alles zack, zack, es hat halt keinen Wasserkopf gegeben.“ Da blieb nur noch der Weg in die Selbstständigkeit, natürlich gemeinsam. Aber als reine Maschinenbauer fühlten sich die beiden nicht ausreichend gerüstet. Also schrieben sie sich an der FH für den nicht-konsekutiven Masterstudien-gang Betriebswirtschaftslehre ein, der auch fachfremden Studierenden offensteht. Eigentlich wollten sie nur oberflächlich ein bisschen Wissen abgraben, sagt Ascheberg, aber das Studium erwies sich als Selbstgänger: „Die Anspannung war nicht ansatzweise so groß wie beim Erststudium. Wir wussten eben genau, wofür wir das machen und irgendwann waren wir so nah dran, da haben wir gedacht: ‚Okay, machen wir halt auch noch den Abschluss.‘“ Nicht zuletzt, weil ihnen die FH bei der Abschlussarbeit entgegenkam: Im Rahmen ihrer Masterthesis „Märkte im Umfeld der Elektromobilität – Erfolgspotenziale für Unternehmensgründungen“ entstand die Idee für Scuddy.

Das Telefon klingelt. Jemand möchte Merchandisingartikel verkaufen. „Nein danke, kein Bedarf“, lehnt Jacobi ab. Es gibt Wichtigeres, die beiden warten auf das Muster des allerletzten Bauteils, des Hauptrahmens, um endlich die



DREI FRAGEN AN PROF. JENS LANGHOLZ

Der Professor für Allgemeine BWL und Mathematik forscht im Bereich Existenzgründung/Innovationsmanagement und unterstützt gründungswillige Studierende mit seinem Know-how.

Welche Angebote machen Sie den Studierenden am Fachbereich Wirtschaft?


Gemeinsam mit Prof. Doris Weißels biete ich das Wahlpflichtmodul „Projekt StartUp“ an. Darin behandeln wir Fragen zum Thema Existenzgründung und informieren z. B. über Inhalt und Aufbau eines Businessplans. Außerdem laden wir Gastrednerinnen und Gastredner ein. In einem Semester haben zum Beispiel junge Gründerinnen und Gründer mit den Studierenden alle Finanzierungsmöglichkeiten vom Crowdfunding bis zum Bankkredit durchgespielt. Die Studierenden mussten entscheiden, welche Idee sie befürworten und welche Fragen sie den Bewerberinnen und Bewerbern stellen würden.

Neben dem „Projekt StartUp“ bieten Sie mit einigen Kolleginnen des Fachbereichs innerhalb der Interdisziplinären Wochen das „InnovationCamp“ an, einen Wochenendkompaktkurs für Studierende aller Fachbereiche. Was geschieht dort?

Wir starten mit Impulsreferaten zu bestimmten Themen. Anschließend entwickeln die Studierenden in Teams Ideen dazu. Im vergangenen Wintersemester ging es u. a. um Energie, den sparsamen Umgang mit Ressourcen und erneuerbare Energien. Wer aber schon ein innovatives Geschäftskonzept hat, kann dieses mit ins Camp bringen. Wir stellen Methoden vor, um einen Businessplan darzustellen und weiterzuentwickeln, die Kundenperspektive einzunehmen, die Wettbewerber zu eruiieren, stellen Finanzkonzepte vor usw. Zum Schluss bewertet eine externe Jury alle Ideen. In Zukunft möchten wir all diese Methoden in einer Art „Werkzeugkasten“ im Internet bereitstellen, auch für Externe.

Was könnte die Hochschule für ihre gründungswilligen Studierenden leisten, wenn es mehr Raum, Zeit und Ressourcen gäbe?

Eine zentrale Anlaufstelle wäre gut, z. B. ein Zentrum für Entrepreneurship. Es passiert viel an der FH, aber selbst Eingeweihte kennen oft nicht die Ansprechpartnerinnen und -partner in den anderen Fachbereichen. Wir könnten regelmäßig Workshops anbieten, mit Referentinnen und Referenten mit psychologischem Know-how, die etwas zur Gründerpersönlichkeit erzählen, oder mit Kreativen, die etwas zur Ideenfindung und -bewertung machen und das Ganze mit BWL-Know-how verknüpfen. Wir könnten auch Praktika und Thesen in Existenzgründungsunternehmen vermitteln und unsere Kontakte zur WTSH, der Wirtschaftsförderung und Technologietransfer Schleswig-Holstein, und zur Gründerszene in Schleswig-Holstein nutzen. Gut wäre eine Art Stammtisch, um Gleichgesinnte zusammenzubringen. Und natürlich die kontinuierliche Unterstützung von Gründungsinteressierten.



Businessplan des FH-Studenten Johannes Brubns: Er entwickelte ein Konzept für die Vermarktung eines innovativen landwirtschaftlichen Transportfahrzeugs, das mittlerweile bereits existiert.

ersten Roller für die Abnahme beim TÜV zusammenbauen zu können. Lange genug hat es gedauert. Die technische Entwicklung des E-Rollers ist seit März 2012 abgeschlossen, das Drumherum zieht sich. In den vergangenen zwei Jahren, sagt Ascheberg, sei die meiste Zeit in administrative Arbeiten geflossen: Wie wird ein Patent angemeldet und für welche Länder ist es sinnvoll? Welche Rechtsform soll das Unternehmen haben? Zum Glück sei die Szene, die sich im Bereich der LEV – der light electric vehicles – tummelt, klein. „Das ist recht familiär“, erklärt Jacobi, „da wird mit offenen Karten gespielt. Wenn es um Beschaffung in Fernost geht, überlegen wir, wie wir gemeinsam einen Container füllen können, anstatt uns Konkurrenz zu machen.“

An der Lieferkette tüfteln die beiden aktuell. Rund 80 Prozent der Scuddy-Einzelteile kommen aus Deutschland, der Motor z. B. aus München.

Irgendwie scheinen Ascheberg und Jacobi die Ruhe weg zu haben. Obwohl sie einen fünfstelligen Kredit aufgenommen haben und gerade erst anfangen, ihre ersten Scuddys zusammenzubauen. Zurzeit greifen sie auf Ersparnisse aus Jobs aus der Zeit vor dem BWL-Studium zurück und werden von ihren Eltern unterstützt. Aber bald können sie liefern: Immerhin 80 Namen stehen auf der Warteliste für den faltbaren Elektroflitzer. Scuddy sei ein echter Sympathieträger, freuen sich die Tüftler, sogar der gesamte Vorstand von BMW-Motorrad kurzte unlängst mit dem Elektroflitzer über die eCarTec-Messe in München.

Klein halten wollen sie die Produktion: 400 Scuddys pro Jahr peilen sie an, bloß keine langen Entscheidungswege, lieber zack zack, wie einst bei Raceyard. Sie sind sich einig. Als „Bürohe“ charakterisiert Aschebergs Freundin das Verhältnis der beiden und



Nachdem sie vorab diverse Tests durchgeführt und protokolliert haben, können sich die beiden Jungunternehmer an die Endmontage der Akku-Packs machen. Sie bestücken, verkleben und versiegeln die nach ihren Vorgaben im Rotationsguss hergestellten Akkugehäuse aus dem Kunststoff Polyethylen mit den Akkuzellen, dem Batteriemanagementsystem und einer Überwachungsplatine.

Fotos: Tjil Riedel

Schnappverschlüsse und andere Kleinteile stammen aus England, der Teleskopenker aus Taiwan und die Gasgriffe und Bremshebel aus China. Den Umgang mit den Lieferanten aus Fernost mussten sie erst einmal lernen. Darauf habe sie im Beschaffungsmarketing niemand vorbereiten können, erklärt Ascheberg: „Es gibt da ein paar Richtlinien. Mails dürfen nie länger als zwei Sätze sein. Es dürfen nicht mehr als zwei Fragen rein. Es gehen nur Fragen, die man mit ‚ja‘ und ‚nein‘ beantworten kann. Und das ganze Englisch, das man gelernt hat, kann man am besten vergessen und sich nur auf fünf Worte beschränken. So funktioniert es halt.“

damit können sie sich durchaus identifizieren. Sie seien halt tolerant, betonen sie, jedenfalls bis zu einem gewissen Punkt. Als Jacobi einmal im Büro an der Hauptplatine, quasi dem Gehirn von Scuddy lötete, stank es seinem Kompagnon im wahrsten Sinne des Wortes – das war dann doch zu viel. Aber eigentlich kommen sie gut miteinander aus. Nicht zuletzt, weil sie Männer sind, meint Ascheberg. „Man kann den anderen schon mal ‚hassen‘, aber Männer sind ja vergesslich, insofern ist das alles nicht so wild.“

Frauke Schäfer



Kleinvieh macht auch Mist

Zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel – so ließe sich die finanzielle Situation der schleswig-holsteinischen Hochschulen zusammenfassen. Noch spült der Hochschulpakt zusätzliches Geld in die Kassen, auf lange Sicht sind jedoch kreative Ideen gefragt. Eine hatte Prof. Udo Beer: Der Präsident der FH Kiel gründete vor einem Jahr eine Stiftung. Ob der Plan aufgeht und wie er den erhofften Geldsegen einsetzen möchte, erzählte er Katja Jantz.

Mittlerweile existiert die Stiftung seit rund einem Jahr. Haben Sie schon Zuwendungen erhalten?

Nur eine. Aber mit einem ähnlichen Ergebnis habe ich auch gerechnet.

Warum?

Das Kernproblem ist, dass die Deutschen mit Stiftungen nichts anfangen können. Sie denken, diese seien nur etwas für den reichen Teil der Bevölkerung. Aber genau das stimmt nicht. Wenn viele Menschen kleine Beträge einzahlen, kommt auch etwas zusammen – Kleinvieh macht auch Mist. Diesen Gedanken müssen wir noch weiter streuen.

Weshalb war die Gründung einer Stiftung in Ihren Augen nötig?

Wie die übrigen schleswig-holsteinischen Hochschulen ist auch die FH Kiel seit Jahren unterfinanziert. Ich erwarte keine Verbesserung der Finanzausstattung durch das Land, denn aufgrund der bestehenden Haushaltsdefizite wird sich der Staat in den kommenden Jahren immer stärker auf die Grundfinanzierung seiner Hochschulen reduzieren.

Wie viel Geld steht der FH Kiel denn jährlich zur Verfügung?

Das Land stattet uns mit einem Grundbudget von rund 20 Millionen Euro für Personal-, Sach- und auch Investitionsmittel aus. Daneben stehen uns 15 Millionen an nicht dauerhaften Geldern zur Verfügung. Diese setzen sich zusammen aus Drittmitteln, die wir erwirtschaften, aus den Hochschulpaktgeldern vom Bund und vom Land, mit denen wir die zusätzlichen

Studierenden abwickeln können, und Bundesgeldern für die Qualitätsentwicklung. Für die Pflicht reicht es, für die Kür aber nicht. Uns fehlen finanzielle Mittel, um uns konsequent weiterzuentwickeln.

Wie viel zusätzliches Geld bräuchte die Hochschule?

Das ist schwer zu sagen, weil sie sich durch den Hochschulpakt gerade weiter aufbläht. Unser Landesrechnungshof hat jedoch festgestellt, dass die schleswig-holsteinischen Fachhochschulen mit ihrem Grundbudget 20 Prozent unter dem Bundesdurchschnitt liegen. Bezogen auf unsere 20 Millionen ergibt das hochgerechnet etwa fünf Millionen Euro, die uns fehlen. Doch selbst dann wären wir noch nicht fürstlich ausgestattet. Andere Staaten wie die Schweiz oder Dänemark setzen bis zu doppelt so viel pro Studentin oder Student ein.

Hat sich die finanzielle Situation der Hochschule in den vergangenen Jahren verändert?

Ja, früher hat uns der Staat auskömmlich mit Steuergeldern ausgestattet, mit denen wir unsere Aufgaben erfüllen konnten. Über die Jahrzehnte sind jedoch neue Aufgaben für die Fachhochschulen hinzugekommen: Ursprünglich waren wir eine Lehreinrichtung. Dann durften wir forschen, jetzt müssen wir forschen. Das Grundbudget verhindert, dass wir nicht bankrott sind. Im Moment reicht es, aber die Entwicklung geht leider eindeutig dahin, dass wir immer häufiger über Wettbewerbe an Geld kommen müssen – so können wir nur schlecht planen. ➤



*Kontoverbindung:
FH Kiel Stiftung*

*Kontonummer:
100 1755 832*

*Bankleitzahl:
210 501 70*

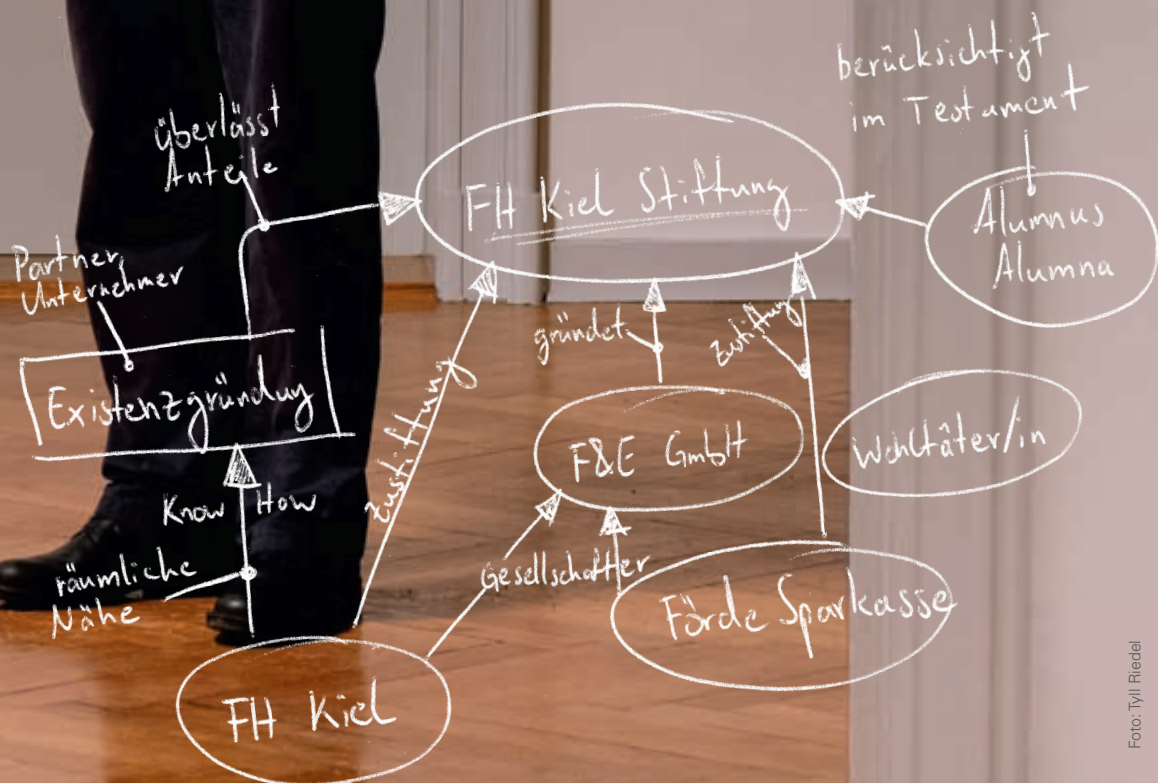
Förde Sparkasse Kiel

*Verwendungszweck:
Zustiftung oder Spende*

*Während
Niedersachsen laut
Statistischem Bundesamt
2009 pro Studentin oder
Student 5.100 Euro
ausgab, waren es in
Schleswig-Holstein nur
2.980 Euro. Die FH-Stif-
tung stellt für Prof. Udo
Beer eine Möglichkeit
dar, diesem Missverhält-
nis entgegenzuwirken.*



Konzept einer FH Kiel Stiftung



»Ich würde zunächst alles fördern, was die Gemeinschaft in der Hochschule stärkt«

Welche Folgen hat das?

Wir können immer mehr Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern nur befristete Verhältnisse anbieten und daher keine langfristigen Beziehungen mit ihnen eingehen. Im Verhältnis zu unserem Arbeitspensum wird unser Kernteam tendenziell zunehmend kleiner. Um jedoch überhaupt auf „Beutezug“ gehen und etwas „erlegen“ zu können, brauchen wir ein festes Team von „Jägerinnen und Jägern“.

Wir hoffen, dass es uns gelingt, dem Land diese Problematik in den nächsten Zielvereinbarungen deutlich zu machen. Auf sehr lange Sicht – damit meine ich einen Zeithorizont von mindestens 30 Jahren – müssen wir selbst sehen, wie wir zu zusätzlichen Einkünften kommen. Dabei spielt auch die Stiftung eine Rolle.

Wie können Interessierte helfen?

Es gibt zwei Arten der Zuwendung: Zustiftungen und Spenden. Laut Steuerrecht sind erstere dem Deckungsstock gewidmet und müssen im Vermögen bleiben, während Spenden nicht dort landen, sondern zeitnah für den Stiftungszweck ausgegeben werden müssen. Insofern können die Spendenden oder Stiftenden auch die Zeitkomponente bestimmen.

Wen soll die Stiftung ansprechen?

Menschen, die sich uns verbunden fühlen – das können Alumni oder deren Eltern sein, Hochschulpartner oder auch Unternehmen, die mit uns zusammengearbeitet haben. Die Stiftung bietet ihnen die Möglichkeit, ihren Bezug zu uns zu unterstreichen.

Die rechtliche Trägerschaft und die Verwaltung der Stiftung übernimmt die Stiftergemeinschaft der Förde Sparkasse, die inzwischen eine ganze Reihe von Stiftungen in Kiel bündelt. Durch diesen Zugang zu verschiedenen Mäzeninnen und Mäzenen haben wir eine weitere Chance, Zuwendungen zu erhalten.

Wofür möchte die Hochschule die Stiftungserträge einsetzen?

Das Geld könnte zum einen der Lehre und damit unseren Studierenden zugutekommen. Zum anderen würden wir es langfristig für neue Forschungs- und Entwicklungsprojekte verwenden, die wir dann auch ohne staatliche Förderung durchführen könnten. Außerdem möchten wir Existenzgründerinnen und -gründer sowie begabte Studierende mit Stipendien unterstützen, die Nachhaltigkeit und den internationalen Austausch von Studierenden und Lehrenden fördern sowie die kulturellen Einrichtungen auf dem Campus der Fachhochschule weiterentwickeln.

Daneben möchten wir das Geld auch für Einrichtungen verwenden, die in den Bereich des Studentenwerks fallen wie die Mensa, die Wohnheime und die Kindertagesstätte. Diese liegen uns sehr am Herzen, weil sich da überhaupt nichts bewegt. Das Land investiert nichts, das Studentenwerk lieber in Lübeck oder Flensburg als hier auf dem Ostufer. Wir wollen die Hochschule familienfreundlicher gestalten. Die Kindertagesstätte nimmt bisher nur Kinder der Studierenden auf, nicht die unserer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Für solche schönen Dinge ist im Grundhaushalt nichts vorgesehen. Die Stiftung soll also auch eine Geldsammelstelle für die Fachhochschule und das Studentenwerk sein.

Wer entscheidet über die Verwendung der Gelder?

Der Stiftungsrat bestehend aus unserem Kanzler Klaus-Michael Heinze, einem Vertreter der Förde Sparkasse und mir.

Welches Projekt würden Sie zuerst angehen?

Da sind wir offen und würden auf die Interessen der spendenden Person eingehen.

Aber wenn Sie eine Zuwendung ohne bestimmten Verwendungszweck erhalten, wofür würden Sie persönlich das Geld am liebsten einsetzen?

Ich würde zunächst alles fördern, was die Gemeinschaft in der Hochschule stärkt, denn solche Maßnahmen sind mit Steuergeldern nur schwer machbar. Das Thema Community Building liegt mir sehr am Herzen. Dabei kann es sich auch um kleine Initiativen handeln, wie unseren Wandertag oder die Weihnachtsfeier, die der Fachbereich Wirtschaft im vergangenen Jahr mit dem Fachbereich Informatik und Elektrotechnik veranstaltet hat.

Katja Jantz



Das Stiftungslogo vereint die farblich gekennzeichneten Fachbereiche der Hochschule zu einem Strudel – sie bilden eine Gesamtheit, ohne dass dabei ihre Konturen verwischt werden. Für Prof. Beer stehen die heutigen sechs Fachbereiche symbolisch auch für diejenigen, die im Laufe der Zeit ausgegliedert wurden, wie Bauwesen oder Gestaltung.

LIEBLINGSVEHIKEL

Birte Wiest, Studentin am Fachbereich Maschinenwesen



Der Käfer ist mein erstes Auto und ich habe ihn seit 2004. Mein Ziel war ihn zu behalten, bis er 40 wird. Inzwischen ist er 42 und ich habe ihn immer noch – ich kann mich einfach nicht trennen. Wenn ich mit ihm bei Sonnenschein und offenem Schiebedach über die Straße schaukele, kann mich keine Klausur, Hausarbeit oder TÜV-Rechnung mehr ärgern.

Bis zum vergangenen Jahr konnte ich mit 110 km/h Reisegeschwindigkeit die Straßen unsicher machen. Aber dann hat der Motor eines Tages das Zeitliche gesegnet. Zum Glück habe ich tolle Freunde mit vielen Kontakten und so fuhr mein Käfer nur einen Monat später wieder, wenn auch mit weniger PS. Der Vorteil an einem Oldtimer: Alle wissen, dass ich nicht schneller fahren kann, und so ist niemand genervt, wenn ich verzweifelt versuche, bergauf einen LKW zu überholen.

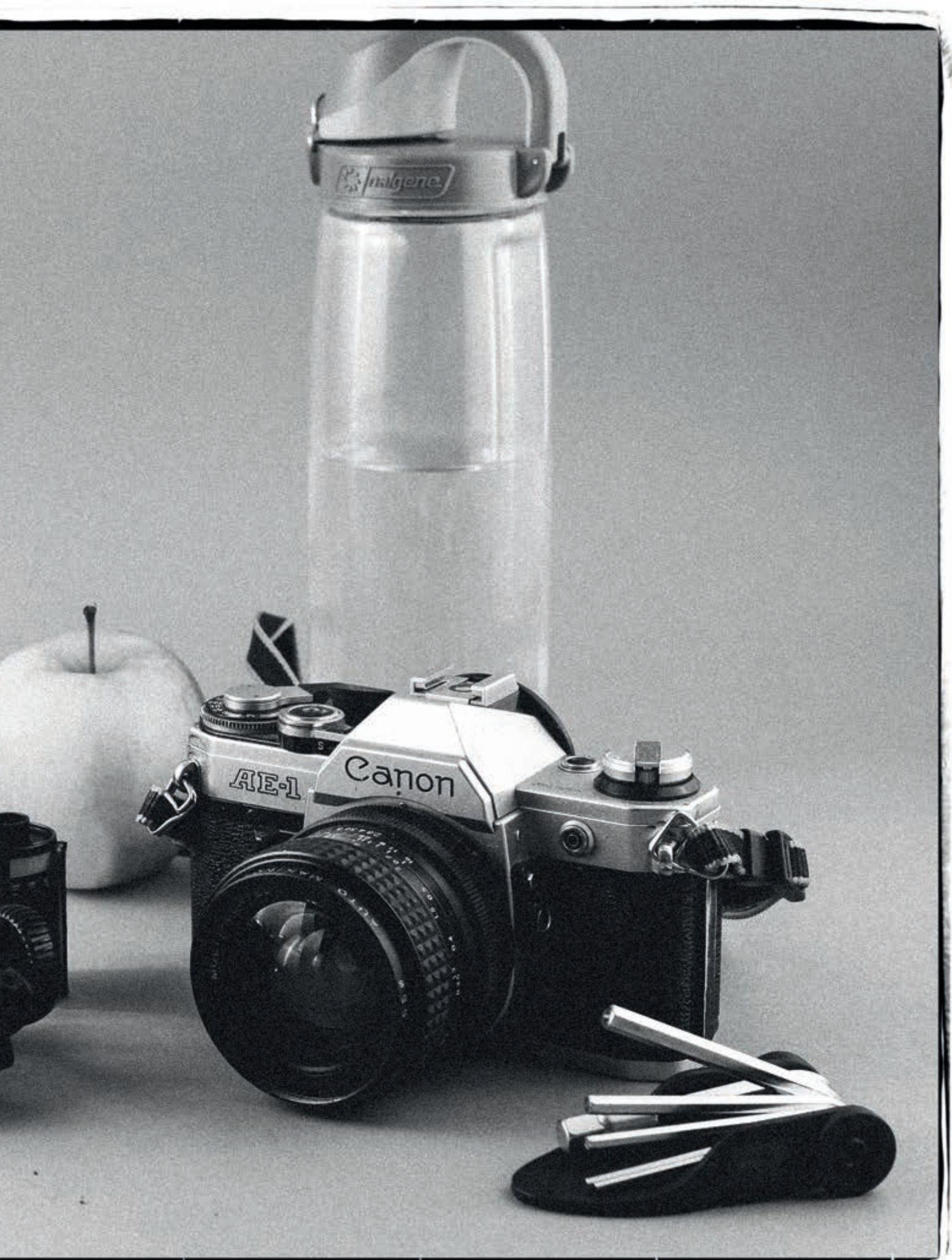
Die weiteste Strecke, die ich bisher mit dem Käfer zurückgelegt habe, war meine Abifahrt von Hamburg nach Blåvand – mitten im Hochsommer, zu viert plus Gepäck für eine Woche. Damals war die Heizung kaputt, ich konnte sie leider nicht abstellen. Trotz offener Fenster haben wir ziemlich geschwitzt.

Ich versuche, so viel wie möglich selbst zu reparieren, aber wenn der TÜV ansteht, merke ich leider doch, dass es ein altes Auto ist. Deswegen will ich ihn anschließend jedes Mal verkaufen, bisher habe ich es jedoch noch nicht übers Herz gebracht. Nun habe ich meinen Vater und meinen Freund darauf angesetzt. Ich glaube, ich kann mich trennen – wir haben schließlich viel Spaß gehabt. Aber wenn es soweit ist, bin ich am besten ganz weit weg.

KØBENHAVN

In ihren letzten Semesterferien verreisten die Medienstudenten Tyll Riedel und Daniel Pfeifer einmal ganz analog. Sie schwangen sich auf ihre Fahrräder und fuhren für fünf Tage über Fehmarn und Rödby nach Kopenhagen.







09.08.12

Auf der Fähre von Puttgarden nach Rödby machten wir unsere erste Verschmauspause. Die Überfahrt dauerte 45 Minuten.



Überraschungen wie ein versehentlich doppelt belichtetes Bild bleiben bei der Analogtechnik nicht aus.



In den ländlichen Regionen Dänemarks mussten wir kilometerlang mit einem kleinen Seitenstreifen als Fahrbahn und ein wenig Grün zum Rasten vorlieb nehmen.



*Die 3,2 Kilometer lange Storströmbrücke verbindet die dänischen Inseln Falster und Seeland.
Nach einer windigen Überquerung in 26 Metern Höhe haben wir uns über diesen Anblick gefreut.*



10.08.12

Fröhlich lachte uns diese Steckdose in der ersten Unterkunft nahe Presto an. Schade nur, dass wir so gut wie gar nichts zum Füttern dabei hatten.

11.08.12



*Mit einem selbstgemachten Frühstück und Seeblick
sorgten unsere Bed-and-Breakfast-Wirte für einen guten
Start in unsere letzte Etappe von 90 Kilometern.*



*Diese Straße führt ins
Winterquartier der dä-
nischen Königsfamilie,
Schloss Amalienborg.
Direkt dahinter, hier
im Bildzentrum, liegt
die Frederikskirche.*



Kopenhagen ist besonders fahrradfreundlich. Hier zu sehen: der erste Fahrradhighway, der mit einer Länge von 15 Kilometern vom Stadtzentrum bis in den Vorort Albertslund führt.

12.08.12



Der Bertel Thorvalden Platz. In Kopenhagen herrscht eine Mischung aus moderner Architektur und historischen Gebäuden.



Warten ...

Am fünften und letzten Tag unseres Kurztrips blieb uns noch Zeit für einen typisch dänischen Hotdog, denn auch die Dänischen Staatsbahnen haben mal Verspätung.



13.08.12



Plastik ist Gift für den Kompost: 1. Verena Kittelmann/Jan Böckmann, 2. Anna Gieseler/Katharina Peters, 3. Julian Hochmuth/Mathias Lerchl

Endstation Kompost: Täglich produzieren wir Berge von Müll, eine dicke Schicht „Humus Sapiens“ prägt unsere Umwelt. Diesen Eindruck nahmen Johanna Janssen und Rika Bergman zu Beginn des vergangenen Wintersemesters von einer Exkursion zur oar Biokompostieranlage in Altenholz bei Kiel mit. Zusammen mit ihren Kommilitoninnen und Kommilitonen informierten sich die beiden Medienstudentinnen vor Ort über ein Problem, das den Abfallwirtschaftsbetrieb Kiel (ABK) zunehmend beschäftigt. Fünfig Prozent des Kieler Restmülls ist Bioabfall und könnte eigentlich hier landen. Als Partnerin des ABK verarbeitet die oar in

Die Ideengeber und Paten dieser Aufgabe waren die Gruppe Norddeutsche Gesellschaft für Diakonie (NGD-Gruppe) und der Abfallwirtschaftsbetrieb Kiel. Zur NGD-Gruppe, einem diakonischen Dienstleistungsunternehmen, das in ganz Schleswig-Holstein tätig ist, gehören zwölf Werkstätten für Menschen mit Behinderungen, so auch die Schleswiger Werkstätten. Eine ihrer Außenstellen ist die oar-Biokompostierung. Sie ist deutschlandweit eine der wenigen Einrichtungen, die im Rahmen einer Biokompostierungs-Biogasanlage Arbeitsplätze für Menschen mit Behinderungen bietet. Das Unternehmen verwertet organische Reststoffe aus Wirtschafts- und Hausabfällen, um daraus Strom und hochwertige Komposte zu erzeugen, die im eigenen Erdenwerk zu hochwertigen Substraten und Fertigerden veredelt werden. Der gesamte Bioabfall der Landeshauptstadt Kiel wird dort kompostiert und verwertet.

Im Oktober besuchten die Medienstudierenden die oar, um einen Eindruck von der Arbeit in einem Biokompostierungsbetrieb zu gewinnen. Andreas Kirchhof, Betriebsleiter der oar, führte durch das Unternehmen und erläuterte die Arbeitsvorgänge. Die Verwertung kompostierbarer Stoffe aus Wirtschafts- und Hausabfall ist ökologisch und ökonomisch sinnvoll. Moderne Technik verwandelt Biomüll, Speisereste und Grünschnitt in nützliche Rohstoffe. Die oar verwertet mit ihren 39

Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern mit Handicap jährlich bis zu 21.000 Tonnen organische Substanzen und erzeugt daraus Strom, Wärme und wertvolle Komposte. Die Vergärung von Bio- und Speiseabfällen erzeugt energiereiches Biogas, das in einem angeschlossenen Blockheizkraftwerk in Strom und Wärme umgewandelt wird. Über vier Millionen Kilowatt Strom pro Jahr können so maximal gewonnen werden – genug, um den Jahresbedarf von rund 1.200 Haushalten zu decken. Auch die Wärme aus der oar-Biogasgewinnung wird sinnvoll genutzt: etwa zum Heizen der Büroräume oder zur Brennholztrocknung.

„Wir bieten unseren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern mit Handicap Arbeitsplätze mit abwechslungsreichen Aufgaben. Denn damit am Ende auch hochwertige Kompostprodukte übrig bleiben, die sich gut vermarkten lassen, sind viele Arbeitsschritte notwendig“, erklärt Andreas Kirchhof. In ihrem Versuchsgarten testet die oar verschiedene Komposte, die unter anderem unter der Eigenmarke SCHREBER’S by oar im benachbarten Landmarkt „schreiber’s erde“ verkauft werden. Abgerundet wird das Sortiment durch die Herstellung und Verpackung von Düngemitteln.

„Wir möchten aufzeigen, dass es im Bereich der Biokompostierung attraktive Arbeitsplätze für Menschen mit Behinderungen gibt“, so Andreas Kirchhof. Die Beschäf-



Restmüll wird verbrannt, Biogut wird Erde, Strom und Wärme: 4. Melanie Gdanitz/Janina Wilkens, 5. Nils Gudat/Nils Kühn, 6. Milena Vanini/Jan Figura

Altenholz den Inhalt der braunen Tonnen aus der Landeshauptstadt zu feiner Komposterde, Strom und Wärme. Und davon gäbe es noch viel mehr, wäre da nicht der innere Schweinehund. „Wird ja doch alles verbrannt“, rechtfertigt er schlampiges Müllmanagement und kippt Abfälle aus Haus und Hof unsortiert in die teure Restmülltonne. Können Plakate Verhaltensänderungen bewirken? Achtzig Erstsemesterstudierende erhielten von Prof. Heidi Kjær den Auftrag, zu informieren und zu motivieren. Am Ende des Semesters gab es neben Noten auch Rückmeldungen der Projektpartner aus der Praxis. Die besten Plakate werden vom 05. bis 13. April im CITTI PARK ausgestellt und schmücken demnächst die bekannten orangenen Müllwagen.



Achtzig Medienstudierende informieren sich auf dem Gelände der oar-Biokompostierung in Altenholz (www.oar.de).

tigten können sich bei der oar durch verschiedene Qualifizierungsmaßnahmen für den ersten Arbeitsmarkt fit machen, zum Beispiel mit dem Erwerb eines Gabelstaplerscheins. Daneben sind Ausbildungen zur Werkerin oder zum Werker für Recycling und Kompostierung oder zur Fachpraktikerin und zum Fachpraktiker im Lagerbereich möglich.

Anliegen des Abfallwirtschaftshofes Kiel ist es, Bürgerinnen und Bürger zur besseren Sortierung ihres Biomülls zu animieren und so zur Reduzierung der Restmüllmengen beizutragen.

Bis Mitte Januar hatten die Erstsemester Zeit, diese beiden Botschaften plakativ umzusetzen. Ihre Ergebnisse stellten sie Vertreterinnen und Vertretern der oar und des Abfallwirtschaftshofes Kiel vor. In nur sieben Minuten mussten sie ihre „Auftraggeber“ überzeugen. Die Zeit reichte: „Die Studierenden haben einen guten Job gemacht“, so Kerrin Schöne, Leiterin der Stabstelle Presse und Kommunikation der NGD-Gruppe. „Sie haben dem Müll und der Biokompostierung ein Gesicht gegeben.“ Die Bandbreite der Entwürfe reichte von bunt, lebendig und comichaft bis zu grafisch reduziert und schlicht. Die Studierenden ließen sich von Wissenschaftlern und Entdeckern, Fernsehserien, Sport, berühmten Filmen und Comic-Figuren inspirieren: Isaak Newton, Kolumbus, Verbotene Liebe, Forrest Gump, Clint Eastwood, die Banane mit Nerd-Brille – sie alle wurden zu Werbeträgern für Biomülltrennung. „Es gibt Themen, die sich leichter erschließen und bearbeiten lassen. Mich hat überrascht und beeindruckt, welche Verbindungen die Studierenden zum Thema Mülltrennung gezogen haben“, sagt Kerrin Schöne. Rolf Eichholz vom Abfallwirtschaftsbetrieb Kiel gefiel besonders, dass eine Gruppe das negativ besetzte Wort „Müll“ durch „Biohut“ ersetzt hatte.

Kerrin Schöne

DIE FH KIEL — EINE STARKE MARKE?

Die meisten verbinden einen metallenen Stern mit einer hochwertigen Automarke und wissen *wer unserer Zukunft ein Zuhause gibt*. Und bei einem stilisierten angebissenen Apfel denken wohl nur noch die wenigsten an Vitamine. Starke Marken haben nicht nur einen hohen Wiedererkennungswert, die Konsumentinnen und Konsumenten verbinden mit ihnen auch konkrete Informationen und bauen einen emotionalen Bezug zu ihnen auf. Dahinter steckt harte Arbeit von Profis, die gestützt auf Markenanalysen ausgeklügelte Marketing- und Kommunikationskonzepte entwickelt haben. Kann so etwas auch für die Fachhochschule Kiel funktionieren? Der Anfang ist gemacht. Am Fachbereich Wirtschaft haben zwei Marketingexperten und ihre Studierenden die Marke Fachhochschule Kiel genauer unter die Lupe genommen.

Die Fachhochschule Kiel ist eine von 211 Fachhochschulen bundesweit. Doch wie bekannt ist sie über die Landesgrenze hinaus? Wissen Sachsen, was an der Förde studiert wird und hat man im Bayrischen Wald jemals von der FH Kiel gehört? Wie beurteilen Studierende ihre Fachhochschule? Welchen Stellenwert hat ein Abschluss an der FH für Arbeitgeberinnen und Arbeitgeber im Norden und bundesweit? Kurzum: Wie steht es um das Image der Fachhochschule Kiel?

Antworten auf diese und noch viel mehr Fragen suchten die Professoren Marco Hardiman und Matthias Dressler vom Fachbereich Wirtschaft gemeinsam mit ihren Studierenden. Angefangen hatte das Ganze als Managementprojekt mit 34 Beteiligten, ein fünfköpfiges Team setzte die Arbeit fort. Innerhalb eines Semesters war die Mammutaufgabe nicht zu stemmen.

Das Image einer Marke, ob es sich nun um einen Softdrink, eine Fastfood-Kette oder eine Fachhochschule handle, hänge immer von mehreren Komponenten ab, erklärt Prof. Hardiman. „Zentral ist die Berücksichtigung zweier Aspekte, der Rationalität und Emotionalität. Wir müssen es schaffen, das positive Bild der Fachhochschule Kiel auf beiden Ebenen zu verankern. Deshalb ist es wichtig, dass wir uns selbstkritisch hinterfragen: Wer sind wir? Wie werden wir wahrgenommen? Wo können wir noch positiver wahrgenommen werden?“

Um dies herauszufinden, wurden sogenannte „entscheidende Anspruchsgruppen“ ausgewählt, zu denen neben Hochschulmitgliedern, Schülerinnen und Schülern, Vertreterinnen und Vertretern aus Politik, Wirtschaft und öffentli-

chen Einrichtungen auch Mitglieder anderer Hochschulen zählten. Das Team verschickte an sie mehr als 1.200 Fragebögen, rund 1.000 kehrten ausgefüllt an die FH zurück und wurden ausgewertet. Darüber hinaus führte das Team knapp 400 Tiefeninterviews und befragte 390 Studierende aus allen FH-Fachbereichen und der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. Letztere wurden proportional zur Größe des Fachbereiches ausgewählt.

„Wir wollten nicht nur herausfinden, wie die Fachhochschule Kiel im Bundesvergleich dasteht“, erklärt Prof. Dressler, „sondern auch die Stimmung der Studierenden erfassen und damit einen Einblick in die Anforderungen erhalten, die an die Hochschule gestellt werden. Denn nur wenn wir die Erwartungen und Wünsche der Hochschulmitglieder kennen, können wir sie berücksichtigen, falls nötig verbessern und uns so langfristig motivierte Studierende und gute Lehrkräfte sowie Drittmittel sichern.“

Inga Hartmann gehört zu der Studierendengruppe, die sich mit potentiellen Arbeitgebern und Kooperationspartnern auseinandergesetzt hat. Sie freut sich insbesondere über die positive Bewertung der Hochschule durch die Unternehmen: „Machen wir uns nichts vor; wir möchten alle demnächst einen guten Job haben – da ist es doch beruhigend zu wissen, dass 81 Prozent der potentiellen Arbeitgeber mit der Fachhochschule Kiel ein positives Gefühl verbinden.“ Die übrigen 19 Prozent stehen der Fachhochschule neutral gegenüber, negative Äußerungen gab es hier keine. Die Studierenden hatten 58 Unternehmensvertreterinnen und -vertreter aus verschiedenen Branchen befragt, potentielle Arbeitgeber für jeden Fachbereich. Insbesondere die schleswig-holsteinischen hätten sehr

gute Erfahrungen mit der Fachhochschule Kiel gemacht und verbänden sie mit motivierten und engagierten Studierenden. Die FH Kiel ist zumindest in Norddeutschland eine starke Marke. „Je weiter wir jedoch nach Süden gehen, desto weniger ist die Fachhochschule präsent“, beklagt Inga Hartmann: „Aber auch ein großes Produktionsunternehmen in Hamburg wusste zum Beispiel nicht, dass wir Ingenieurinnen und Ingenieure ausbilden.“

„Unsere Fachhochschule ist bundesweit gesehen nicht sehr bekannt – in Norddeutschland zeigt sich jedoch ein sehr positives Bild“, bekräftigt Prof. Hardiman. „Dies wird auch im Vergleich der Eigenwahrnehmung, also der Sichtweise der Kieler Studierenden, mit der Außenwahrnehmung der Wirtschaft deutlich.“ So hätten die Studierenden der FH hervorgehoben, dass ihnen der direkte Draht zur Wirtschaft und die Möglichkeit zur Selbstverwirklichung besonders gut gefallen.

Insgesamt ist Inga Hartmann mit dem Projektverlauf zufrieden. „Wir haben erfolgreich hinter die Fassade der Fachhochschule geschaut.“ Entdeckt haben die Studierenden dabei eine bodenständige, regionale, familiäre, dynamische, engagierte und sympathische Hochschule. „Wir sind nicht nur eine Hochschule am Meer, sondern bieten auch eine große Vielfalt an Studienmöglichkeiten“, betont sie. „Praxisnah und anwendungsorientiert zu sein, ist nichts, worauf sich eine Fachhochschule etwas einbilden kann. Was die FH Kiel zu etwas Besonderem macht, ist ihr Wohlfühlfaktor!“ Dieser setze sich aus vielen Kleinigkeiten zusammen: „Die Mitarbeitenden schätzen insbesondere das gute Arbeitsklima und die Möglichkeiten, sich

an der Hochschule einzubringen. Die Betreuungssituation der Studierenden ist optimal; viele Lehrende kennen ihre Studierenden beim Namen. Zu den Sprechzeiten ist immer jemand da. Es gibt unendlich viele Möglichkeiten sich auszutauschen“, führt Inga Hartmann aus. Und ihr Kommilitone Hinnerk Meyer ergänzt: „Nicht zuletzt sind da der Blick aufs Meer und die morgendliche Fahrt mit der Fähre.“

„Was die FH Kiel zu etwas Besonderem macht, ist ihr Wohlfühlfaktor“

Trotzdem haben viele Studierende eine eher neutrale Einstellung zur Hochschule. „Wahrscheinlich nehmen sie auch deshalb vieles als selbstverständlich hin, weil sie nichts anderes kennen“, vermutet Inga Hartmann. So sei zum Beispiel die technische Ausstattung der Räume sehr gut. „Längst nicht jede Hochschule hat in jedem Raum einen Beamer stehen, aber für uns ist das selbstverständlich“, erklärt die Studentin, die schon ihren Bachelor an der FH Kiel absolviert hat. Hinnerk Meyer, der vor seinem Studium an der Fachhochschule einen Universitätsabschluss erworben hat, würde sich jederzeit wieder für eine FH entschei- ➤



Nach seiner Promotion im Bereich Markenkommunikation und Online-Marketing arbeitete Prof. Marco Hardiman bei bekannten Beratungsgesellschaften im In- und Ausland. Anschließend leitete er bei T-Online u. a. die Abteilung Marketing-Strategie.



Matthias Dressler studierte BWL an der Universität Bayreuth und promovierte an der Universität des Saarlandes. Seit 2000 ist er als Professor für Allgemeine Betriebswirtschaftslehre und Marketing am Institut für internationale BWL an der FH Kiel tätig.



Ausgewählte Elemente der Innen- und Außensicht der FH Kiel im Ist-Markensteuerrad: Das Markensteuerrad hilft einem Unternehmen, seine Markenidentität zu erfassen und zu entwickeln. Die Markenidentität spiegelt das Eigenbild des Unternehmens wider, bringt zum Ausdruck, wofür eine Marke stehen soll und bildet so den Ausgangspunkt zum Aufbau einer Marke.

den. „Die Betreuungssituation und das Miteinander sind einfach viel besser als an einer Uni.“ Dennoch sieht er für die Marke Fachhochschule Kiel noch „Luft nach oben.“

Das schätzt Prof. Hardiman ganz ähnlich ein, denn die Ergebnisse der Studie sprechen eine deutliche Sprache: Demnach bauten viele schleswig-holsteinische Unternehmen auf die Absolventinnen und Absolventen des Kieler Ostufers. Über die Landesgrenzen hinaus müsse jedoch das Image der Marke FH Kiel deutlich bekannter werden. „Wir schätzen uns selbst schlechter ein, als es die Außenwelt tut“, so Prof. Dressler. „Unser Hauptproblem ist, dass wir nicht selbstbewusst genug auftreten. Dabei können wir das durchaus und müssen uns nicht verstecken: Wir haben modernste Einrichtungen und motivierte Lehrkräfte.“

Um die Markenwahrnehmung der Fachhochschule Kiel zu verbessern, müssten nach Ansicht des Projektteams alle an einem Strang ziehen – Studierende, Lehrkräfte, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der FH sollten im Idealfall dieselbe positive Botschaft senden. Lobenswertes, ist Prof. Dressler überzeugt, gebe es schließlich

genug: „Da sind zum Beispiel der Firmenkontakttag, die Interdisziplinären Wochen, das Kultur- und Kommunikationszentrum Bunker-D, CampusTV, RadioAktiv oder Raceyard“, zählt Dressler auf. „All diese Angebote, die wir schon über viele Jahre pflegen, sucht man an anderen Fachhochschulen oft vergebens.“

Auf einer Dienstversammlung stellte das Team die Ergebnisse der Markenanalyse zunächst den Professorinnen und Professoren der Hochschule vor. Zurzeit entwickelt es einen Slogan auf Basis des Mottos „Lehre mit Blick über den Horizont hinaus“. In FH-internen Kreativ-Workshops mit Studierenden und Lehrenden sollen künftig sogenannte Schlüsselbilder generiert werden, die mit dem Slogan in Sicht- und Greifbares umgesetzt werden können. Hierbei arbeiten die Fachbereiche Wirtschaft und Medien intensiv zusammen. Weitere Fachbereiche sollen die Möglichkeit bekommen, ihre Kompetenzen einzubringen. Am Ende dieses Prozesses wird das Markenteam erneut alle Zielgruppen besuchen, um ihnen die Ergebnisse der Analyse und die „to-dos“ individuell vorzustellen.

Jana Haverbier / Fabian Weißhaupt, Student



LIEBLINGSCAFÉ

Franziska Fehse, Studentin am Fachbereich
Soziale Arbeit und Gesundheit

In Kiel gibt es viele Cafés, die mir gut gefallen – das Alex oder das Phöllkomplex ... Da fällt die Wahl schwer, aber weil ich in der Nähe wohne, entscheide ich mich oft für die Campus Suite am Europaplatz. Mindestens zweimal pro Woche treffe ich mich dort mit meinen Mädels, um zu schnacken und die Leute zu beobachten. Außerdem schmeckt der Kaffee dort richtig lecker. Ich trinke auch zuhause gerne Kaffee, aber in ein Café zu gehen, ist schon noch ein anderes Gefühl.

An der Campus Suite gefällt mir besonders das Flair – die moderne Einrichtung, die Musik, der Trubel. Dort ist immer etwas los und wir lernen oft neue Leute kennen. Und treffen Bekannte von der letzten Party oder von der FH. Am Anfang meines Studiums habe ich dort viel gelernt, der Trubel hat mich überhaupt nicht gestört.

Das Kaffeeangebot ist sehr umfangreich. Am Anfang, als ich die Campus Suite für mich entdeckt hatte, habe ich vieles ausprobiert: Es gibt zum Beispiel saisonal unterschiedliche Specials wie den Apfel-Zimt-Kaffee zur Weihnachtszeit, die ich auch hin und wieder teste. Aber irgendwie lande ich am Ende immer beim Latte Macchiato Vanille – und zwar beim großen, denn zwei Stunden verbringen wir pro Besuch mindestens in der Campus Suite.



Foto: FH Kiel

HOCHSCHULRAT DER FH KIEL

Eine bunte Mischung wählte die Fachhochschule Kiel, als sie sich vor sechs Jahren „ihren“ Hochschulrat zusammenstellte. Konkrete Erfahrungen mit der Hochschulwelt spielten bei der damaligen Auswahl der fünf Mitglieder weniger eine Rolle. Wichtiger war es, die Vielfalt der Fachhochschule Kiel auch in dem neuen Gremium widerzuspiegeln. Und so trafen im Hochschulrat eine Werftchefin, der Vorstandsvorsitzende einer Sparkasse, der Direktor eines Landesfunkhauses, der Geschäftsführer eines Wohlfahrtsunternehmens und – mit Martina Klocke – eine ehemalige Professorin der Fachhochschule Kiel zusammen. Im Mai 2013 formiert das Präsidium einen neuen Hochschulrat. Grund genug für Frauke Schäfer Professorin Klocke als aktuelle Vorsitzende des Hochschulrates nach ihrer Bilanz der vergangenen sechs Jahre zu fragen.

Sie hielten der FH Kiel als Hochschulrat zwei Amtsperioden lang die Treue: (v.l.n.r.) Günter Ernst-Basten (Geschäftsführer Der Paritätische Schleswig-Holstein), Prof. Dr.-Ing. Martina Klocke (Fachhochschule Aachen), Friedrich-Wilhelm Kramer (bis 2012 Direktor des NDR Landesfunkhauses Schleswig-Holstein), Katrin Birr (Geschäftsführerin der Gebr. Friedrich Werft GmbH & Co. KG) und Götz Bormann (Vorstandsvorsitzender der Förde Sparkasse).

Warum haben Sie sich vor sechs Jahren bereit erklärt, Mitglied dieses Gremiums zu werden?

Die strategische Entwicklung einer Hochschule aktiv mitzugestalten, habe ich immer als eine besondere Aufgabe empfunden. Mit den hochschulinternen Abläufen der Fachhochschule Kiel war ich nach elf Jahren Tätigkeit am Fachbereich Maschinenwesen und der Mitwirkung in verschiedenen Gremien sehr vertraut. Außerdem konnte ich an meiner jetzigen Hochschule, der FH Aachen, weitere Erfahrungen sammeln. Daher habe ich meine Mitgliedschaft im Hochschulrat als einmalige Chance gesehen, die FH Kiel in einer ganz neu geschaffenen Funktion ein Stück ihres Weges zu begleiten.

Sie sind das einzige Hochschulratsmitglied, das über Erfahrungen mit dem „System“ Hochschule verfügt. Katrin Birr leitet mit der Friedrich-Werft ein Familienunternehmen, Götz Bormann ist Vorstandsvorsitzender der Förde Sparkasse, Günter Ernst-Basten Geschäftsführer vom Paritätischen Schleswig-Holstein, Friedrich-Wilhelm Kramer war bis 2012 Direktor des NDR Landesfunkhauses Schleswig-Holstein. Welche Erfahrungen haben Sie mit dieser „bunten Mischung“ gemacht?

Sie hat sich als ideale Zusammensetzung für ein Gremium entpuppt, das die Vielfalt der Fachbereiche der Fachhochschule Kiel nach innen bereichern und außen präsentieren soll.

Sie waren Pioniere – worin haben Sie Ihre Aufgabe gesehen?

Darin, die Hochschulleitung bei der Positionierung in der schleswig-holsteinischen Hochschullandschaft kritisch konstruktiv zu unterstützen und zu beraten.

Im Verlauf Ihrer ehrenamtlichen Tätigkeit sahen Sie vier Wissenschaftsminister kommen und gehen. Wie hat sich der Kontakt zur Landesregierung gestaltet?

Als neues Instrument in der Steuerung der Hochschulen neben den traditionellen Leitungsinstanzen Präsidium und Senat musste der Hochschulrat weitgehend selbstständig seine Position finden und definieren. Dies fand in einem Rahmen statt, der gekennzeichnet war durch ein fehlendes Hochschulentwicklungskonzept des Landes, gekoppelt mit erheblichen finanziellen Engpässen der Hochschulen landesweit. Wir haben den Kontakt zur Landesregierung regelmäßig gesucht, nicht zuletzt auch, um die Position unseres Gremiums im Hochschulumfeld, aber auch im Hinblick auf die Hochschulpolitik des Landes einzuordnen. Wir haben unser Selbstverständnis angesichts der wechselnden Zuständigkeiten im Ministerium letztlich in enger Zusammenarbeit mit der Hochschulleitung, die in dieser Zeit ebenfalls einem Wechsel unterlag, definiert und gestaltet.

Was konnte der Hochschulrat bewegen?

Die Fachhochschule Kiel hat sich in der Hochschullandschaft sehr gut positioniert und ihre Strategie nach innen und außen mit allen Beteiligten gestaltet und abgestimmt. Diesen Prozess haben wir Hochschulratsmitglieder aktiv begleitet und unterstützt. Meine Erfahrungen aus den Diskussionen mit Hochschulen an anderen Standorten und in anderen Bundesländern haben gezeigt, dass die Hochschulentwicklung in Kiel ungewöhnlich zielgerichtet und in vergleichsweise kurzer Zeit durchgeführt wurde.

Was ist aus Ihrer Sicht bei der Neudefinition des gesetzlichen Rahmens des Hochschulrates wichtig?

Der Hochschulrat der Fachhochschule Kiel vertritt die Auffassung, dass sich das Modell der einzelnen Hochschulräte im Großen und Ganzen bewährt hat, dass jedoch für ihre Positionierung und für die Beschreibung ihrer Funktion Nachbesserungen im Hochschulgesetz erforderlich sind, die derzeit mit allen Beteiligten gemeinsam diskutiert werden.

Frauke Schäfer

HOCHSCHULRAT

2007 wurden in Schleswig-Holstein Hochschulräte für die neun Hochschulen des Landes eingeführt. Laut § 19 des Hochschulgesetzes sollte dieses neue Gremium Mitwirkungs- und Überwachungsaufgaben im Bereich des Hochschulmanagements und der Strukturentwicklung wahrnehmen. Besetzt mit externen Persönlichkeiten aus Wissenschaft, Wirtschaft und Gesellschaft sollten die Räte die Hochschulen stärker in Richtung der Gesellschaft und der Berufswelt öffnen. Anders als die Fachhochschulen erhielten die Universitäten des Landes mit dem Universitätsrat ein gemeinsames Gremium. Es sollte dazu dienen, die Kooperation der Hochschulen untereinander hinsichtlich der Lehrangebote, der Profilbildung und der Forschungsschwerpunkte zu verbessern – nicht zuletzt, um die drei Universitäten im Wettbewerb mit Hochschulen und Forschungseinrichtungen außerhalb des Landes zu stärken. Diese Hoffnungen haben sich nach Einschätzung der Wissenschaftsministerin Waltraud Wende nicht erfüllt. Dem Wunsch der drei schleswig-holsteinischen Universitäten folgend wurde der Universitätsrat abgeschafft. Stattdessen soll es künftig individuelle Hochschulräte für die Universitäten geben, so wie es an den Fachhochschulen des Landes bereits praktiziert wird. Mit der Novellierung des Hochschulgesetzes im Herbst 2013 soll der gesetzliche Rahmen der Hochschulräte insgesamt neu gesteckt werden. Eine Arbeitsgruppe mit Mitgliedern der Hochschulpräsidien und des Ministeriums beraten aktuell über die Zukunft des Gremiums.



EIN CAMPUS ZUM WOHLFÜHLEN

Ihr Bleistift fliegt übers Skizzenpapier: Gekonnt zeichnet Martina Löwenstrom aus der Bau- und Liegenschaftsabteilung der FH Kiel Linien, Winkel und Bögen. Sofort entsteht eine räumliche Struktur – ein Entwurf für eine Sitzgelegenheit, die sie sich im Innenhof von Gebäude 12 vorstellen könnte. Die Architektin gestaltet und plant an der Hochschule unter anderem Orte, die zum Verweilen einladen sollen, damit die Studierenden auch nach den Vorlesungen oder Übungen noch ein wenig bleiben und den Campus beleben.

„ANGENEHME AUFENTHALTS- BEREICHE ZU SCHAFFEN, IST IMMER WIEDER EINE HERAUSFORDERUNG“

In puncto „Wohlfühlfaktor“ hat es die FH Kiel nicht immer leicht. Als Hochschule umgeben von einem Wohngebiet und dem Industriegelände des Kieler Ostuferhafens, hat sie laut Martina Löwenstrom „einen gewissen Inselcharakter“. Die Studierenden kämen zwar zum Lernen und Arbeiten her, blieben aber meist nicht länger als nötig. Zu den Hauptgründen zählten die dezentrale Lage weitab von den Studierendenvierteln des Westufers, der fehlende Zugang zum Meer und die wenigen Aufenthaltsmöglichkeiten, die zum Verweilen einladen. Doch beim letzten Punkt versucht die FH gegenzusteuern.

Als die Hochschule im Jahr 1998 auf das ehemalige Gelände der Howaldtswerke-Deutsche Werft und Rudolf Hell zog, nutzte sie zunächst die vorhandenen Strukturen wie das Hochhaus oder die Gebäude 12 und 13. „Viele der alten Bauwerke sind für Hochschulzwecke eigentlich eher ungeeignet, weil sie ursprünglich eine andere Funktion hatten“, sagt Martina Löwenstrom. Trotz umfangreicher Umbaumaßnahmen blieben einige Durchgangsräume und zum Teil labyrinthisch anmutende Strukturen von damals erhalten. Doch vor allem gab es nur wenige studierendentaugliche Aufenthaltsmöglichkeiten, und das sowohl im Innen- als auch im Außenbereich. Mit den Jahren hat der Campus neue Gebäude wie die Laborhalle, das Mehrzweckgebäude oder das Große Hörsaalgebäude dazu bekommen. So entstand ein heterogenes Gefüge aus alten und neuen Strukturen. „Gar nicht schlimm“, findet Martina Löwenstrom. „Ich war letztes Jahr auf der Architekturbiennale in Venedig. Dort lautete das Motto des deutschen Beitrags ‚Reuse – Reduce – Recycle‘. Das heißt u. a., alte Bauelemente werden in neue integriert oder vorhandene Gebäude mit neuen Funktionen gefüllt. Demnach liegen wir an der FH Kiel voll im Trend. Wir bräuchten nur eine Art Klammer, die alles miteinander verbindet.“

Als sie an die Fachhochschule kam, hatte Martina Löwenstrom bereits eine halbe Stelle an der Muthesius Kunsthochschule. Dort unterrichtet sie bis heute im Studiengang Raumstrategien. Klaus-Michael Heinze, der Kanzler der FH Kiel, kennt sie aus seiner Zeit als Kanzler der Muthesius Kunsthochschule. Als er sie 2009 fragte, ob sie zusätzlich noch eine zweite halbe Stelle an der FH Kiel antreten wolle, war Martina Löwenstrom zunächst skeptisch. „Ich konnte mir nicht so recht vorstellen, wie meine Arbeit hier aussehen sollte.“ Doch sie probierte es aus und konnte ihre Zweifel schnell ausräumen – heute ist sie glücklich über den Ausgleich. Nachmittags arbeitet sie an der Muthesius Kunsthochschule mit Studierenden zusammen, vormittags in der Bau- und Liegenschaftsabteilung der Fachhochschule. „Unterschiedlicher könnten meine Aufgaben nicht sein. Meine Mittagspause verbringe ich auf der Schwentinfähre – ideal, um von der FH Kiel abzuschalten und mich auf die Muthesius zu konzentrieren.“

Zu ihren Aufgaben an der Fachhochschule gehört es, den Renovierungsbedarf einzelner Räume zu ermitteln, Reparaturen in die Wege zu leiten, aber auch Möbel auszusuchen bzw. zu planen und deren Bau in Auftrag zu geben. „Angenehme Aufenthaltsbereiche zu schaffen, nimmt dagegen nicht ganz so viel meiner Arbeitszeit in Anspruch, ist aber immer wieder eine Herausforderung.“ Dabei kommen die Aufträge auf ganz unterschiedlichen Wegen zustande: Die Initialzündung zur Umgestaltung des Foyers in Gebäude 13 ging von Prof. Harald Jacobsen aus, beim Loungebereich im Heikendorfer Weg 31 ist FH-Präsident Prof. Udo Beer die treibende Kraft. Dort entsteht ein Begegnungsort für Professorinnen, Alumni sowie Kooperationspartnerinnen und -partner. „Im Präsidium finden fast alle Anregungen und Vorschläge Zuspruch. Klaus-Michael Heinze unterstützt meine Arbeit, wo er kann. Zum Teil hat er auch selbst Ideen, auf die er mich ‚ansetzt‘. Aber am ➤



Wenn es um die Gestaltung von Aufenthaltsmöglichkeiten geht, spricht Martina Löwenstrom nur so vor Ideen.

Ende muss natürlich das Präsidium sein ‚Okay‘ geben.“ Das sei auch aus finanzieller Sicht wichtig, denn aus dem Fonds der Bau- und Liegenschaftsabteilung könnten solche Verschönerungsmaßnahmen nicht bezahlt werden. So komme oft eine Mischkalkulation aus verschiedenen Töpfen zustande.

Für die Planung der ganz großen Projekte auf dem Campus sind jedoch andere Architekten zuständig: Da es sich bei der Hochschule um eine Einrichtung des Landes handelt, kommt häufig die Gebäudemanagement Schleswig-Holstein AöR (GMSH) zum Einsatz. „Sie hat zum Beispiel die Umgestaltung des Sokratesplatzes und den Umbau der NIS-Baracken zu Seminarräumen geplant, koordiniert und realisiert. Nur die Maler- und Fußbodenarbeiten haben wir in Eigenregie durchgeführt.“ Einige Aufträge werden an freie Architekturbüros vergeben – etwa der Bau des Studienkollegs und des International Office oder die Sanierung des Gebäudes 12. Auch wenn sie nicht direkt involviert ist, nimmt Martina Löwenstrom an Vorgesprächen zu den einzelnen Projekten oder an den regelmäßig stattfindenden Baubesprechungen teil, vor allem, um die Ideen der Planerinnen und Planer sowie Interessen der Nutzerinnen und Nutzer miteinander zu koordinieren.

Ihr erstes eigenes Projekt war der Wartebereich vor der Studierendenberatung im Mehrzweckgebäude. Hierfür hat Martina Löwenstrom einen orangefarbenen Tresen entworfen, den sie vom Unternehmen Muhlack Kiel

bauen ließ. „Ich kann nicht alle Möbel ‚von der Stange‘ kaufen, weil individuelle Räumlichkeiten nach einer individuellen Möblierung verlangen.“ Gleich ein ganzes Raumkonzept samt Tresen hat Martina Löwenstrom für das Foyer des Computermuseums entwickelt. „Hier hatte ich einige Vorgaben zu beachten, da das gesamte Museum bereits in einem einheitlichen Stil gestaltet wurde, an dem ich mich orientieren musste.“ Es werden jedoch nicht alle Aufträge für den Bau von Möbeln an Externe vergeben. „Ich arbeite viel mit unserer Tischlerin Gisela Gres zusammen.“ Sie hat beispielsweise die Trapezische in der Cafeteria des Kleinen Hörsaalgebäudes gebaut und das Holz für die Sitzbänke im Außenbereich zugesägt.

Eine Herzensangelegenheit von Martina Löwenstrom war das Foyer in Gebäude 13. Hier durfte sie sich nahezu frei entfalten. Sie ließ eine neue, zum Eingang abschirmende Wand bauen, die Decke abhängen, einen Teppich verlegen und suchte die Sitzschlange sowie Farben aus. „Für meinen Geschmack hätten sie noch etwas greller sein können, aber diesbezüglich musste ich mich natürlich mit den Nutzerinnen und Nutzern abstimmen.“ Ein Kaffeeautomat hätte den gesamten Sitzbereich perfektioniert, durfte jedoch aus Brandschutzgründen nicht aufgestellt werden. „Die Brandschutzbestimmungen machen mir immer mal wieder einen Strich durch die Rechnung.“ Sie schränken auch die Wahl der Möbel ein, diese dürfen – je nach Standort – nur schwer entflammbar oder müssen sogar unbrennbar sein. Daneben gibt es



Foto: Tyll Riedel



Foto: Hartmut Ohm

Im Kreis oder als Schlange – die Sitzelemente im Foyer von Gebäude 13 lassen sich individuell zusammenstellen.

„WAS ZUKUNFTSVISIONEN BETRIFFT, FALLEN MARTINA LÖWENSTROM AN DER FH KIEL NOCH EINIGE ORTE EIN“

noch ein paar andere Richtlinien, die Martina Löwenstrom einhalten muss, zum Beispiel barrierefreies Bauen oder Arbeitssicherheit.

Ihr jüngstes Projekt ist der Umbau der Cafeteria im Großen Hörsaalgebäude. „Da sie sich im Untergeschoss befindet, ist eines ihrer größten Mankos das vorwiegend künstliche Licht. Das lässt den Raum kalt und ungemütlich wirken.“ Ihr Vorschlag, ein American Diner daraus zu machen, stieß beim Präsidium sofort auf Begeisterung. Nun war es an Martina Löwenstrom, die Idee Gestalt werden zu lassen. Doch viele Faktoren beeinflussen die Umsetzung eines Projekts, „so kann ich oft gar nicht kontinuierlich an einer Sache arbeiten.“ Gerade im Bereich der Cafeteria dürfen keine Umbaumaßnahmen im laufenden Semester erfolgen. „Wir können die Studierenden ja nicht ‚verhungern‘ lassen.“ Der einzige mögliche Zeitraum für den Umbau ist die vorlesungsfreie Zeit im Winter, weil die Studierenden dann auf die Mensa ausweichen können. Martina Löwenstrom ist zuversichtlich, dass er im Frühjahr 2013 realisiert werden kann. Angebote für Malerarbeiten, Fußboden, Elektrik und Möbel hat sie schon eingeholt. In einem American Diner dürfen originalgetreue Sitzbänke mit rotem Kunstleder, die sogenannten „Diner Booths“, nicht fehlen. „Auch ein schwarz-weiß gefliester Boden und typische Accessoires wie Leuchtschilder und Bilder an der Wand und große Zuckerstreuer auf dem Tisch sind ein Muss.“ Im Fall der Cafeteria ging die Planung sogar noch über Martina Löwenstroms eigentlichen Zuständigkeitsbereich hinaus. „Natürlich soll es nicht nur Mettbrötchen oder

Erbsensuppe geben, sondern auch Angebote, wie sie in einem American Diner üblich sind.“ Deshalb ist sie im Gespräch mit dem Studentenwerk. „Dort ist man zum Glück gern bereit, das Angebot, soweit möglich, anzupassen.“

Was Zukunftsvisionen betrifft, fallen Martina Löwenstrom an der FH Kiel noch einige Orte ein, die „einladender“ gestaltet werden könnten. „Zum Beispiel der sternförmige Innenhof von Gebäude 12 – mit ansprechenden, möglichst überdachten Sitzgelegenheiten würde er sicher besser genutzt werden, zumal man von dort sogar auf die Schwentine blicken kann.“ Den Windfang des Gebäudes 12 in der Schwentinestraße findet sie kalt und abweisend. Auch dort könnte sie sich vorstellen, eine bessere Atmosphäre zu schaffen. Vor einiger Zeit hat Prof. Heidi Kjær vom Fachbereich Medien mit ihren Studierenden Ideen für die Verschönerung des Campus entwickelt. „Da waren ein paar richtig gute Sachen dabei“, erinnert sich Martina Löwenstrom. Meist wären aber tiefgreifende Maßnahmen mit der Umsetzung verbunden gewesen, so dass es nur bei einem Ideenwettbewerb blieb. Vielleicht hätte es anders ausgesehen, wenn es den Architekturstudiengang an der FH noch gäbe. Als der Fachbereich Bauwesen und damit auch die Architektur noch zur Fachhochschule gehörten, absolvierte Martina Löwenstrom ihr Studium in Eckernförde. Dass sie heute für ihre ‚alte‘ Hochschule auf dem ‚neuen‘ Campus Orte zum Verweilen schafft, hätte sie damals sicher nicht für möglich gehalten.

Jana Tresp

treatment on a human level has gotten worse. When the last administration took over (they rotate in and out), they made changes for the worse of the prisoners, and now this new

administration has a colonel, who has the backing of a new warden (both are rumored to hate death row prisoners) to do whatever is necessary to make d.p. prisoners comply with

these... They just constructed a cell into... door, no

MEHR ALS EINE BRIEFFREUNDSCHAFT

Seit vier Jahren führt Moritz Herrmann eine Brieffreundschaft mit dem wegen Mordes zum Tode verurteilten Afroamerikaner Louis Gaskin in Florida, USA. Der intensive Briefwechsel hat den 27-jährigen Studenten der Sozialen Arbeit sehr geprägt und dazu veranlasst, an der FH Kiel eine „autonome“ Studierendengruppe zu gründen.

In der Union Correctional Institution Raiford ist Louis Gaskin die Nummer 751166. Seit 22 Jahren – über die Hälfte seines Lebens – sitzt er schon in diesem Gefängnis. Im Todeszellentrakt, der sogenannten „death row“, hofft er, dass sein Schicksal noch einmal eine Wendung nimmt. Eine Straftat begangen zu haben, leugnet er nicht, wohl aber ein Mörder zu sein. Mit damals 17 Jahren, so sagt er, sei er mit einem Bekannten in ein Haus eingebrochen. Als der Hauseigentümer unerwartet zurückgekehrt sei, hätten sie ihn erschossen. In seinen Briefen an Moritz Herrmann betont Louis Gaskin jedoch, nicht den Abzug betätigt zu haben. Was damals genau geschehen ist, möchte Moritz Herrmann gar nicht im Detail wissen. „Ehrlich gesagt, denke ich nicht ständig darüber nach, was Louis getan hat. Für mich steht nicht die Tat im Vordergrund, sondern der Mensch.“

Er sei grundsätzlich gegen die Todesstrafe, sagt Moritz Herrmann. Sich politisch – etwa bei Amnesty International – zu engagieren, finde er zwar sinnvoll, „mein Weg ist jedoch ein anderer.“ Ein paar Mal spielte er mit dem Gedanken, in eine Partei einzutreten. „Ich möchte aber lieber versuchen, die Welt von unten her zu verändern.“ Im Alltag versucht er, mit Freundlichkeit und Beharrlichkeit Einfluss auf seine Mitmenschen zu nehmen. „Was mir nicht immer gelingt.“ Über einen Bekannten, der selbst einen Brieffreund

im Gefängnis hat, bekommt Moritz Herrmann die Adresse von Louis Gaskin und beginnt, ihm zu schreiben. „Ich glaube, meine Motivation war altruistischer Natur. Ich wollte etwas zurückgeben, weil mir vieles geschenkt wurde und wird – Unterstützung, Anteilnahme und jederzeit ein offenes Ohr.“

Durch die Brieffreundschaft wächst Moritz Herrmanns Interesse an der Todesstrafe, diesem gravierenden und endgültigen Strafmaß. Der Student möchte mehr darüber erfahren, doch nicht nur, wie sie in Amerika, sondern wie sie in der ganzen Welt vollstreckt wird. Im Vorlesungs-

„Ich fand die Vorstellung toll, mein Studium ein wenig individueller gestalten zu können“

verzeichnis seines Fachbereichs Soziale Arbeit und Gesundheit findet er keine Veranstaltungen zu diesem Thema. Aber er kennt Professor Otmar Hagemann, der sich intensiv mit Themen wie Restorative Justice und alternativen Strafen auseinandersetzt. Dieser schlägt Moritz



Herrmann vor, eine „autonome“ Studierendengruppe zu gründen und darin das Thema aufzugreifen. „Ich fand die Vorstellung toll, mein Studium ein wenig individueller gestalten zu können.“ Moritz Herrmann reicht erfolgreich sein Konzept ein, zum Thema „Lebenswelten von Randgruppen – zum Tode Verurteilte“. Und er ist offenbar nicht der einzige, den das Thema bewegt: Anfang des Sommersemesters 2012 sitzen 23 Studierende des Fachbereichs vor ihm. „Der Andrang war groß. Sieben Leuten musste ich sogar absagen.“

Die grobe Richtung des Kurses gibt Moritz Herrmann vor, den Rest gestaltet die Gruppe gemeinsam. „Wir haben uns die Situationen der zum Tode Verurteilten in den unterschiedlichen Ländern angeschaut und versucht, sowohl die aktuelle Zahl der im Todestrakt Inhaftierten als auch die der Hingerichteten zu ermitteln.“ Die Studierenden arbeiten Referate zu unterschiedlichen Themen aus und auch einige interessante Gastdozenten kann Moritz Herrmann für Vorträge gewinnen: Jack Weber von der HAW Hamburg spricht über den Sozialstaat und Randgruppen im Allgemeinen. Der Gefängnisseelsorger Martin Hagenmeyer aus der JVA Kiel erzählt von seinem Arbeitsalltag – von den Bedürfnissen der Gefangenen und ihren Schicksalen, zum Beispiel dem Verlust der Familie oder Drogenabhängigkeit. Nach den Vorträgen entstehen

häufig heftige Diskussionen. „Wir sprachen unter anderem über die ethische Vertretbarkeit von Strafe und Todesstrafe oder darüber, dass Funktionssysteme wie das Rechtssystem ihre eigene Logik haben.“

Natürlich berichtet Moritz Herrmann seinen Kommilitoninnen und Kommilitonen auch von seinem Briefwechsel mit Louis Gaskin. In seinen ersten Briefen stellt er sich vor und tastet sich mit ersten Fragen vorsichtig an den Gefangenen heran. „Natürlich war ich neugierig und wollte wissen, wie es ist, ständig mit dem eigenen Tod vor Augen zu leben.“ Das erfährt er jedoch erst Stück für Stück im Laufe der Jahre. Regelmäßig und ausführlich beantwortet Louis Gaskin seine Fragen, schreibt offen über seine Gefühle und seinen Alltag im Gefängnis.

Seine Einzelzelle misst 5.85 Quadratmeter, er hat weder Fernseher noch Radio. Sein persönlicher Besitz passt in eine Kiste. Er interessiert sich für Kaligrafie und Motorräder. Streng reglementiert darf er Sport treiben oder einen Hofgang machen. Sein einziger menschlicher Kontakt am Tag sind anonyme Hände, die ihm dreimal täglich das Essen reichen. Außerdem unterhalten sich die Gefangenen über den Flur von Zelle zu Zelle. „Was sie nicht dürfen“, sagt Moritz Herrmann. Wenn die Insassen der „death row“ gegen die Vorschriften verstoßen, wer- ➤

Ein- bis zweimal im Monat schreibt Moritz Herrmann seinem Freund Louis Gaskin – so sind in den vergangenen vier Jahren über 50 Briefe zusammengelassen.



Fotos: Tyll Riedel

Auf den Briefen muss die Häftlingsnummer 751166 vermerkt sein, sonst kommen diese nicht bei Louis Gaskin an.

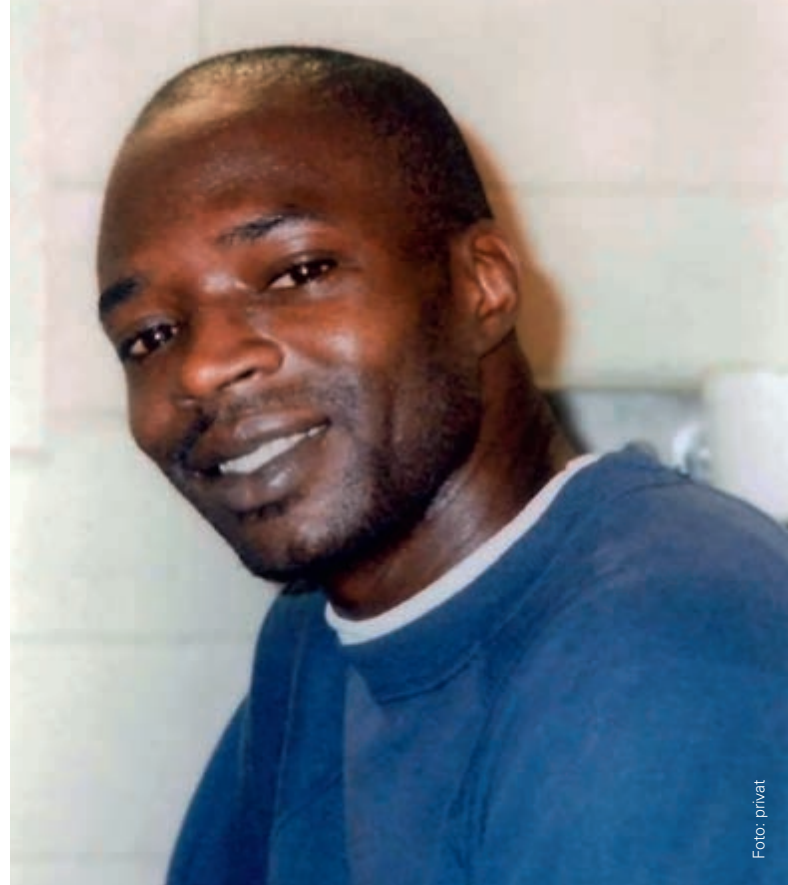


Foto: privat

Auch wenn er bereits über die Hälfte seines Lebens im Gefängnis sitzt, hat Louis Gaskin die Hoffnung nie aufgegeben – zurzeit sucht er sogar eine Freundin.

den sie bestraft. „Die Wärter nehmen uns unsere wenigen persönlichen Dinge weg oder stecken uns vorübergehend in die Dunkelzelle“, schreibt Louis Gaskin in seinen Briefen an Moritz Herrmann.

Die Konfrontation mit Louis Gaskins Situation hat Moritz Herrmanns Sichtweise auf sich selbst und seine Umwelt verändert: „In manchen Situationen sind mir meine eigene Machtlosigkeit und meine Fähigkeit, Mitgefühl zu empfinden, bewusster geworden.“ Wenn es beispielsweise einem anderen Menschen schlecht gehe, könne er für denjenigen zwar nichts Konkretes tun und auch dessen Einstellung nicht ändern. „Ich kann aber zuhören und meine Kraft und Hoffnung teilen.“ Außerdem habe er einen schärferen Blick für die Realität bekommen und könne abschätzen, wo er etwas tun könne. Im Fall von Louis Gaskin zum Beispiel. „Ich bin sein Zugang zum ‚normalen‘ Leben. Ich kann ihm zwar nicht helfen, das Urteil anzufechten, stelle für ihn aber durch meine Briefe einen Kontakt zur Außenwelt dar, indem ich ihn an meinem Alltag teilhaben lasse.“ Das und sein tiefer Glaube, so schreibt Louis Gaskin, sorgten dafür, dass er im Gefängnis nicht total abstumpfe. Er rechnet seinem deutschen Brieffreund hoch an, das Thema Todesstrafe in der „autonomen“ Studierendengruppe aufgegriffen zu haben. Er bedankt sich mit einem Brief, den er an die Gruppe richtet. Darin schreibt er u. a., er liebe das Leben und hoffe, die Studierenden liebten es genauso.

Bei der Gestaltung der „autonomen“ Studierendengruppe haben Moritz Herrmann und seine Kommilitoninnen und Kommilitonen mehr oder weniger freie Hand. Während sich die anderen die Teilnahme als Leistungsnachweis

anrechnen lassen können, bekommt Moritz Herrmann keinen Schein. Aber er hat jede Menge Erfahrungen gesammelt und nicht zuletzt Gefallen am Lehren gefunden. Deshalb setzt er das Projekt im Wintersemester 2012/2013 mit dem Schwerpunkt Bürgerrechtsbewegungen fort – diesmal mit Unterstützung von drei seiner Mitstudierenden.

Jana Tresp

„AUTONOME“ STUDIERENDENGRUPPE

Bei einer „autonomen“ Studierendengruppe handelt es sich um eine Lehrveranstaltung von Studierenden für Studierende. Studentinnen oder Studenten aus allen Fachbereichen können eine solche Gruppe ins Leben rufen.

Voraussetzungen:

- ein studienrelevantes Thema
- ein ausgearbeitetes Konzept
- eine Lehrkraft, die der Gruppenleitung beratend zur Seite steht und ggfs. am Ende die Scheine unterzeichnet

Ausgearbeitete Konzepte werden beim Fachbereich eingereicht und nach Prüfung ins Vorlesungsverzeichnis aufgenommen. Nach vorheriger Rücksprache mit dem Prüfungsamt können sich Studierende die Teilnahme an einer „autonomen“ Studierendengruppe als Leistungsnachweis anrechnen lassen.

Seit mehr als vier Jahren mache ich im Studententheater Kiel im Sechseckbau mit, erst als Maskenbildnerin, mittlerweile als Schauspielerin. Bisher habe ich in fünf Stücken mitgespielt, zum Beispiel in „Ronja Räubertochter“ und Lola Arias „Liebe ist ein Hecken-schütze“. Am besten gefallen hat mir jedoch meine Rolle als Schauspielerin in „Rosenkranz und GÜldenstern“, einem absurden Theaterstück des Briten Tom Stoppard.

Im Original handelt es sich dabei eigentlich um einen Schauspieler, den Anführer eines Ensembles, das keine Engagements mehr bekommt und sich daher prostituieren muss. Aber nachdem ich das Stück gelesen hatte, hatte ich große Lust, die Rolle als Frau zu übernehmen. Zum Glück war der Regisseur damit einverstanden!

Ob Text, Kostüm oder Maske – die Rolle war ziemlich abgedreht: Ich stand leicht bekleidet im Fetischkostüm mit Krankenschwesterhäubchen, Hakenhand und verschmiertem Make-up auf der Bühne. Besonders spannend fand ich die Zweideutigkeit der Figur. Biederten sich die Schauspielerinnen und Schauspieler an, musste ich sehr aufgesetzt sprechen und übertrieben grinsen, waren sie unter sich, musste ich mich eher lethargisch und genervt verhalten. Die Schauspielerin ist vom Leben desillusioniert. Aber im Gegensatz zu Rosenkranz und GÜldenstern – Nebenfiguren aus Shakespeares Hamlet – weiß sie genau, was Leben ist und kann zwischen Realität und Bühnenauftritt unterscheiden. Mit ihrer Truppe spielt sie den beiden zum Tode Verurteilten deren nahendes Ende vor, von dem diese noch nichts ahnen. Ihre Funktion als Mittlerin zwischen Leben und Tod auf der Bühne umzusetzen, hat mir unheimlich viel Spaß gemacht.

LIEBLINGSROLLE

Ann-Kathrin Wiltsch, Mediendom



» viel.beschäftigt »

PROF. DR. SYLVIA BÖS LEHRT SEIT DEM 1. OKTOBER 2012

„BILANZ- UND UNTERNEHMENSSTEUERRECHT“ AM FACHBEREICH WIRTSCHAFT



Seit meinen ersten Lehrveranstaltungen während meiner Assistenzzeit an der TU Ilmenau wollte ich Hochschullehrerin werden. Danach stellte sich für mich nur noch die Frage: Universität, Fachhochschule oder Berufsakademie? Die Fachhochschule verbindet in idealer Weise Theorie mit Praxis, was mir sehr gut gefällt. Wobei die Praxis im Studiengang „Bilanz- und Unternehmenssteuerrecht“ definitiv anders aussieht als zum Beispiel in der Chemie, wo die Theorie in Lehrbüchern und die

Praxis im Labor stattfindet. Ich löse mit meinen Studierenden Fälle, die so auch in der Praxis vorkommen. Zum Beispiel: Der steuerpflichtige XY kommt in Ihre Steuerberatungskanzlei und möchte von Ihnen seine Einkommensteuererklärung machen lassen. Er möchte wissen, wie viel Steuern er nachzahlen muss und schildert Ihnen folgende Sachverhalte usw. Das ist zwar ein Fall aus dem Lehrbuch, unterscheidet sich jedoch grundsätzlich nicht sonderlich von der Realität.

PROF. DR. BERND FINKEMEYER LEHRT SEIT DEM 1. OKTOBER 2012 „ELEKTRISCHE ANTRIEBE UND REGULIERUNGSTECHNIK IM MASCHINEN- UND ANLAGENBAU“ AM FACHBEREICH **MASCHINENWESEN**

In der Robotik spielt Interdisziplinarität eine große Rolle. Anfangs waren die Fachrichtungen Maschinenbau sowie Elektrotechnik für die Leistungselektronik und Informatik für die Intelligenz von Robotern zuständig. Da die neue Generation von Robotern noch enger mit Menschen zusammenarbeiten wird, kommen heute noch weitere wie Soziologie und Psychologie hinzu. So sollte beispielsweise das Design der Roboter nicht abschreckend wirken und ihre Bedienung auch nicht technisch ausgebildeten Menschen möglich sein. Sich mit solchen Thematiken auseinanderzusetzen, können Ingenieurinnen und Ingenieure alleine nicht mehr leisten.



PROF. DIPL.-ING. PETER QUELL LEHRT SEIT DEM 1. SEPTEMBER 2012

„OFFSHORE-ANLAGENTECHNIK“ AM FACHBEREICH **MASCHINENWESEN**



Der Studiengang „Offshore-Anlagentechnik“ führt die Studierenden an die Entwicklung von Anlagen im maritimen Umfeld heran. Dazu gehören neben der Energiegewinnung auch die Bereiche Schiffbau sowie Öl- und Gasförderung. Dabei ergänzen sich die Themen sehr gut: Zum Beispiel sind für Offshore-Windenergieanlagen große Fundamente notwendig, bei deren Bau wir auf die Erfahrun-

gen der Offshore-Öl- und Gasindustrie zurückgreifen. Außerdem wird eine große Flotte an Schiffen benötigt, um die Offshore-Anlagen zu errichten, in Betrieb zu halten und zu gegebener Zeit auch wieder abzubauen. In den vergangenen Jahren sind daher eine ganze Reihe von speziellen Errichtungsschiffen entwickelt worden, sogenannte Jack-Up-Plattformen.

PROF. DR. HARALD WEHREND LEHRT SEIT DEM 1. SEPTEMBER 2012

„ELEKTRISCHE NETZE/SMART GRIDS“ AM FACHBEREICH **INFORMATIK UND ELEKTROTECHNIK**



Ich habe mich damals für ein Wirtschaftsingenieurstudium entschieden, weil mich die Schnittstelle zwischen Technik und Wirtschaft interessiert. In vielen Anwendungsbereichen ist Wissen aus beiden Disziplinen von Nutzen. Manche Menschen meinen, Wirtschaftsingenieurinnen und Wirtschaftsingenieure seien wie Enten, sie könnten nicht richtig schwimmen und nicht richtig fliegen. Das mag vielleicht stimmen, aber Fakt ist auch, dass

sie robust und anpassungsfähig sind und ein großes Revier haben. Ich habe früh gemerkt, dass mir die Wissensvermittlung und der Umgang mit jungen Menschen liegen. Parallel zu meinen praktischen Tätigkeiten in der Unternehmensberatung konnte ich bereits mehrere Jahre Erfahrung durch Lehraufträge an der WHU in Vallendar, der CAU in Kiel, der Viadrina Europa-Universität in Frankfurt/Oder und auch an der FH Kiel sammeln.

KATHARINA SCHEEL LEHRT SEIT DEM 1. OKTOBER 2012 „PHYSIOTHERAPIE“

AM FACHBEREICH **SOZIALE ARBEIT UND GESUNDHEIT**

Ich habe sehr gerne praktisch gearbeitet – insgesamt drei Jahre lang. Von den Patientinnen und Patienten kommt sehr viel Anerkennung und Dankbarkeit zurück. Wenn ich Menschen, die im Rollstuhl sitzen, wieder auf die Beine bringe und sei es auch nur an Krücken, dann ist das einfach toll. Für mich ist Physiotherapie nicht nur Beruf, sondern Berufung. Trotzdem habe ich mich letztlich gegen die praktische Arbeit und für die wissenschaftliche Untermauerung

dieses Fachgebiets entschieden. Die Physiotherapie gehört, ähnlich wie die Pflege, zu den Praxiswissenschaften, wobei es in der Physiotherapie (noch) an Wissenschaftlichkeit mangelt – sie zeichnet sich durch Struktur- und Orientierungslosigkeit aus. Wissenschaft bedeutet, einigermaßen ernsthaft betrieben, mit Nachdruck ein Ziel zu verfolgen und fordert auf, sich zu strukturieren. Ich möchte meinen Beitrag dazu leisten.



PROF. DR. FABIAN LAMP LEHRT SEIT DEM 1. SEPTEMBER 2012 „ERZIEHUNG UND BILDUNG IM ÜBERGANG VON

DER KINDHEIT ZUM JUGENDALTER“ AM FACHBEREICH **SOZIALE ARBEIT UND GESUNDHEIT**



Fotos: Jana Tresp

Alle Kinder und Jugendlichen haben das Recht auf die freie Entfaltung ihrer Persönlichkeit. In der Pädagogik geht es darum, sie dabei zu begleiten. Einige brauchen mehr, andere weniger Unterstützung, weil sie einfach ungleiche Startbedingungen haben. Ich versuche, die Studierenden dafür zu sensibilisieren. Dazu lernen sie Bereiche wie Handlungswissen, das Funktionieren von Institutionen und die politischen Rahmenbedingungen kennen – und das alles vor dem Hintergrund ihrer eigenen Biografie.

Die vollständigen Interviews können unter www.fh-kiel.de/berichte/neu eingesehen werden.



KULTURINSEL DIE DIETRICHSDORF

In zwanzig Jahren hat sich aus der Industriebrache der von den Unternehmen Howaldt Deutsche Werft und Dr. Rudolf Hell zurückgelassenen Betriebsstätten auf dem Kieler Ostufer ein moderner Hochschulstandort entwickelt. An der Fachhochschule Kiel arbeiten heute über 400 Hochschulbedienstete, mehr als 6.000 Studierende starten hier ihre akademische Ausbildung. Neuerdings weisen Straßenschilder jedoch nicht nur den Weg zum FH-Campus, sondern auch zur „Kulturinsel Dietrichsdorf“. Was verbirgt sich dahinter?

Als Reaktion auf den Zusammenschluss der Museen und Sammlungen im Kieler Zentrum zum Bündnis „Museen am Meer“, suchten die nicht einbezogenen Kultureinrichtungen auf West- und Ostufer nach ihrer eignen Identität. So entstanden zeitgleich das „Maritime Viertel“ im Norden Kiels, zwischen dem Anshar-Gelände und Holtenau gelegen, und die „Kulturinsel Dietrichsdorf“ auf dem Ostufer, mit dem die am Stadtrand gelegenen Kultureinrichtungen ihre Angebote künftig gemeinsam und damit wirksamer anbieten wollen.

Schon jetzt, gut ein Jahr später, ist die „Kulturinsel Dietrichsdorf“ für viele Gäste der Kultureinrichtungen auf dem Campus allgegenwärtig: Das neue Logo ziert Flyer, Plakate, Banner, Postkarten, T-Shirts und Leinenbeutel, eine neue Website und ein Imagefilm wurden entwickelt. Im Herbst 2012 erschien der erste gemeinsame Veranstaltungskalender für das Winterhalbjahr, der über 600 Veranstaltungen des Mediendoms, der Sternwarte und des Computermuseums, des Kultur- und Kommunikationszentrums Bunker-D und des Industriemuseums Howaldtsche Gießerei enthält. Damit stimmen die Einrichtungen ihre Angebote terminlich ab und ermöglichen ihren Gästen den Besuch verbundener Veranstaltungen mit nur einer Eintrittskarte.

DER BESONDERE REIZ DER „KULTURINSEL DIETRICHSDORF“

Die besondere Geschichte des Ortsteils Dietrichsdorf zu vermitteln, in dem vor 150 Jahren der Schiffbau die ländliche Idylle drastisch veränderte und die Weltkriege deutlich erkennbar ihre Spuren hinterließen, war schon immer eine besondere Herausforderung. Dieser historischen Bedeutung verpflichtet wurden das Industriemu-

seum Howaldtsche Gießerei und die beiden Hochbunker an der Schwentinestraße und im Eichenbergskamp sorgsam erhalten und für neue Zwecke attraktiv hergerichtet. Mit Unterstützung der Denkmalpflege sind so „Zeitzeugen“ entstanden, die allen Generationen einen tiefen Einblick in die Vergangenheit erlauben.

In unserer Fachhochschule entstehen mit den vielen kreativen Geistern und modernen technischen Mitteln ständig spannende Ideen, um eine direkte Verbindung zwischen der realen Umwelt und virtuellen Umgebungen zu schaffen: Der Fachbereich Medien, der Mediendom sowie renommierte Künstlerinnen und Künstler entwickeln so neuartige Konzepte und Produktionen, die auch international erfolgreich wahrgenommen werden. Denn gerade durch das Zusammenwirken von akademischem und künstlerischem Entwicklungsdrang und dem technischen Know-how können hier gute Ideen schnell erprobt und realisiert werden.

KUNST UND KULTUR MIT NEUEN MEDIEN ENTDECKEN

Das Konzept der „Kulturinsel Dietrichsdorf“ hebt sich weit von einem Vermarktungsring kultureller Angebote und einer Beschilderung von Gebäuden ab. Über der Ebene der baulichen Realität soll hier eine virtuelle Welt mit vielfältigen Angeboten für Kunst- und Kulturinteressierte entstehen. Ohne die klassischen Wahrnehmungsformen, wie Ausstellungs-, Mediendom- und Museumsbesuchen, zu beeinträchtigen, werden mit den heutigen technischen Möglichkeiten neue Angebote entwickelt. Die Idee einer sich ständig weiter entfaltenden Kulturlandschaft soll ein einzigartiges multimediales Erleben ermöglichen und unseren Campus zu einem ganz besonderen Ort machen.



Foto: Hartmut Ohm

Foto: H. Kiel, digital bearbeitet von Kai Wunderlich

Foto: Marco Brandt

Schon heute laden wir mit dem Audio-guide „CampusKulTour“ dazu ein, unseren Campus bei einem Spaziergang kennenzulernen. In 26 Kapiteln berichtet dieses Hörbuch über dessen Geschichte und die in der jüngeren Vergangenheit eingetretenen Entwicklungen. Wird bei diesem Rundgang ein Smartphone eingesetzt, bieten die Führungsschilder durch Quick-response-Codes, sogenannte QR-Codes, direkten Zugang zur Internetpräsentation des Audioguides – alle Hörstücke sind so auch von zuhause abrufbar.

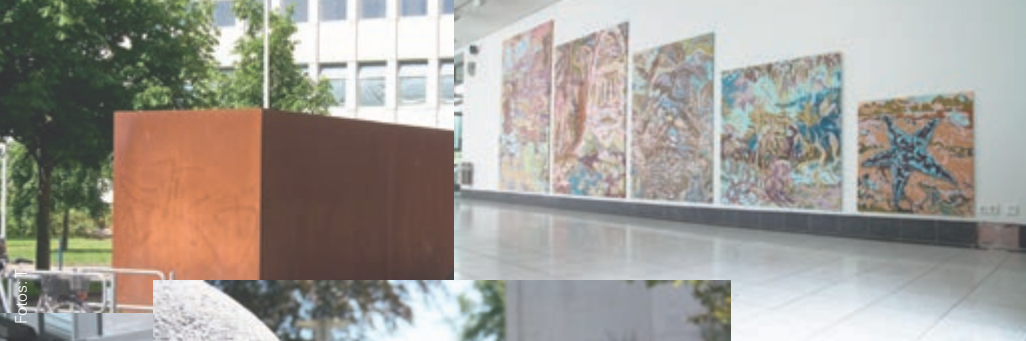
Seit Anfang dieses Jahres ist es möglich, von zuhause aus den Campus der Fachhochschule zu erkunden. Der von Prof. Bernd Vesper geschaffene Rundgang setzt sich aus 54 Kugelpanoramen mit insgesamt 1.908 Einzelfotografien zusammen, die er auf dem Campus und in den Hochschulgebäuden aufgenommen hat. Mit einer speziellen Software verband Prof. Vesper seine Aufnahmen zum „Virtuellen Campusspaziergang“. ➤

QR-CODE

Ein QR-Code (englisch Quick Response – schnelle Antwort) besteht aus einer quadratischen Matrix aus hellen und dunklen Pixelquadraten, die die kodierten Daten binär darstellen. Diese Daten sind durch einen speziellen Code geschützt, der auch Fehler korrigieren kann: Selbst wenn bis zu 30 Prozent des optischen Codes zerstört sind, kann er noch erkannt werden. Anders als einfache Strichcodes speichern QR-Codes Daten zweidimensional, in horizontaler und vertikaler Richtung. In ein Codequadrat passen 4.296 alphanumerische Zeichen. Zum Vergleich: Der bekannte EAN-Strichcode (European Article Number) verschlüsselt nur 13 Zahlen.

Wer auf seinem Smartphone ein Erkennungsprogramm, zum Beispiel die kostenfreie App von „i-nigma“ installiert hat, kann seine Kamera auf einen QR-Code richten und so blitzschnell Reaktionen erhalten, soweit ein gutes Sensesignal vorhanden ist oder die Verbindung zu einem WLAN besteht. Auf dem Display kann ein informierender Text erscheinen, eine Telefonnummer, eine Kurznachricht, eine URL oder eine komplette Adresse. Oder es wird eine Internetverbindung aufgebaut, die komplexe Informationen wie Bilder, Klänge oder Texte bietet. So wird die altbekannte Printwerbung über QR-Codes komfortabel um multimediale Inhalte erweitert.

Der QR-Code wurde 1994 von der japanischen Firma Denso Wave entwickelt, um Komponenten für die Logistik in der Automobilproduktion zu markieren. Seit 2007 verbreitet sich diese Funktion auch in Europa. In das Auge der deutschen Öffentlichkeit traten die daumnagelgroßen Quadrate, als die Zeitung „Welt Kompakt“ mit ihrer Hilfe im November 2007 erstmals ihre gedruckten Artikel um zusätzliche Informationen ergänzte.



Fotos:



Foto: Michael Weisser

Die Fotos sind in der HDR-Technik gemacht, die unterschiedlich belichtete Aufnahmen eines Motivs zu einem Bild verbindet. Jedes Panorama zeigt volle 360 Grad, also die gesamte Umgebung des Kamerastandorts. Sogar einige Hörstücke der „CampusKulTour“ sind eingebunden. So können sich Interessierte im Netz ein erstes Bild vom Campus und der „Kulturinsel Dietrichsdorf“ machen.

Mit der am 3. März 2013 eröffneten Installation „33!Denk!Bänke!“ wurde die zweite Attraktion der Kulturinsel auf dem Campus der Fachhochschule verwirklicht. Alle Ruhebänke auf dem Campus sind mit künstlerischen QR-Codes verziert, die zur Besinnung und Reflexion in die fantastische Medienkunstwelt Michael Weissers einladen.

Als der Bremer Medienkünstler im September 2012 mit seiner Ausstellung „ich, meiner, mir, mich“ in der Galerie im Bunker-D zu Gast war, erfasste ihn die besondere Spannung zwischen Kultur und Wissenschaft, Vergangenheit und Zukunft an der FH. So entschloss er sich, eine wohl bislang weltweit einmalige Medienkunstinstallation auf unserem Campus zu schaffen. Durch umfangreiche Schenkungen von Sammlerinnen und Sammlern und weitere Förderungen von Stiftungen und Unternehmen ist es gelungen, dieses Projekt zu verwirklichen.

Weisser gestaltete 33 Sitzbänke und schaffte so ein exklusives, raumgreifendes Gesamtwerk, das als eine neue Form von multimedialer „Kunst im öffentlichen Raum“ bezeichnet werden kann. Besucherinnen und Besucher scannen beispielsweise mit der App „i-nigma“

auf ihrem Smartphone den auf der Bank angebrachten Pixelcode, setzen sich und erleben auf dem Display und über die Kopfhörer Bilder, Typografien, Filme, Musiken, fremde Klänge und rezitierte Poesien von prägnanter Schönheit.

Michael Weisser gilt als Visionär, der die Ästhetik der neuen, digitalen Medien ergründet. Er studierte sakrale und experimentelle Malerei, sowie Grafik und Fotografie in Köln und Kunstgeschichte, Kommunikationswissenschaften, Soziologie, Politik und Erziehungswissenschaft in Bonn und Marburg. 1968 veröffentlichte er im Feuilleton der FAZ sein erstes Gedicht zur Ästhetik der Alltagswelt. Im Jahr 1983 erschien in der Phantastischen Bibliothek des Suhrkamp Verlages sein Roman „Diglt“, der eine computergesteuerte Welt beschreibt. Mit Worten formulierte Michael Weisser damals seine Visionen, die er heute in die Realität umsetzt. Ab 1984 produzierte er sechzehn Jahre lang elektronische Musik, bereiste die Welt und erfasste O-Töne an exotischen Orten. So entstand sein umfangreiches, einmaliges Klangarchiv, das er teilweise auch in die „33!Denk!Bänke!“ mit eingebracht hat. Seit 2000 widmet sich Michael Weisser wieder der Kunst und vernetzt dabei die Medien Bild, Klang und Wort.

Mit dem Projekt „33!Denk!Bänke!“ präsentiert er die Ergebnisse seiner Erforschungen der Ästhetik und Funktion von QR-Codes. Im Rahmen der Interdisziplinären Wochen wird Weisser im Mai 2013 gemeinsam mit dem Fachbereich Medien ein Blockseminar anbieten, das sich mit dem Konzept und dem Management des QR-Kunstprojektes „33!Denk!Bänke!“ beschäftigt.

BLICK IN DIE ZUKUNFT

Derzeit entsteht das nächste multimediale Kunstprojekt an der FH Kiel, die „Kunstsammlung-D“. In den vergangenen Jahren hat die Hochschule viele außergewöhnliche Werke zeitgenössischer Malerei, Fotografie, Plastiken und Installationen zusammengetragen. Über hundert auf dem Campus vorhandene Einzelwerke werden erfasst, in einer webbasierten Datenbank katalogisiert und mit multimedialen Quellen vernetzt.

Für die kunstinteressierten Gäste der „Kulturinsel Dietrichsdorf“ wird es damit bald einen neuartigen Zugang zu den Ausstellungswerken geben.

Sie sind alle herzlich auf die „Kulturinsel Dietrichsdorf“ eingeladen!

Klaus-Michael Heinze, Kanzler der FH Kiel



PREISE

Team Baltic Thunder zum fünften Mal beim Racing Aeolus erfolgreich

Im August 2012 errang das Team Baltic Thunder beim Racing Aeolus im niederländischen Den Helder den dritten Platz. Bereits zum fünften Mal trat das Team bei diesem internationalen Rennen mit einem eigenen Fahrzeug, dem Baltic Thunder 5, an. Ziel des Wettbewerbs ist, mit einem „Windauto“ ohne zu kreuzen gegen den Wind zu fahren und das natürlich möglichst am schnellsten. Rund 30 Studierende beteiligten sich an der Weiterentwicklung des Rennwagens.



Das Fahrzeug 2012 ist eine Anpassung der Basiskonstruktion des Masterkurses „Konstruktive Anwendungen“ 2010, die vom Team des Baltic Thunder übernommen, angepasst und letztendlich gefertigt wurde.

Drittes Hochschulranking der Fachzeitschrift „top agrar“

Die Studierenden des Fachbereichs Agrarwirtschaft sind sehr zufrieden mit ihrer Hochschule und das sowohl auf fachlicher als auch auf persönlicher Ebene. Daher würden 97 Prozent von ihnen die FH Kiel und damit ihren Campus in Osterrönfeld bei Rendsburg weiterempfehlen. Das ergab sich im Oktober 2012 veröffentlichte Agrarhochschulranking der landwirtschaftlichen Fachzeitschrift „top agrar“, in dem der Fachbereich zum dritten Mal einen Spitzenplatz einnimmt. Bei den Fachhochschulen teilt sich die FH Kiel in der Fachrichtung Pflanzenproduktion den ersten Platz mit Dresden und Weihenstephan. In der Fachrichtung Agrarökonomie belegen die Kieler den Spitzenplatz allein. Auch im Bereich der Tierproduktion gehört die FH Kiel zu den beiden besten Fachhochschulen in Deutschland.

Nach Angaben von „top agrar“ nahmen insgesamt 4.000 Studierende von elf Fachhochschulen und zehn Universitäten an der Umfrage teil – 184 davon aus Kiel/Osterrönfeld, was einer Beteiligung von 57 Prozent entspricht. Die Ergebnisse des dritten Agrarhochschulrankings sind in der Ausgabe 11/2012 der Zeitschrift sowie auf der Homepage von „top agrar“ nachzulesen: www.topagrar.com/hochschulranking/index_837972.html

ISH-Transferpreise und -prämien

Erneut wurde die Stärke der FH Kiel im Wissenstransfer in die Wirtschaft bestätigt. Ende November 2012 zeichnete die Innovationsstiftung Schleswig-Holstein (ISH) die Professoren Mohammed Es-Souni, Ronald Eisele und Hauke Schramm für ihre außerordentlichen Forschungsaktivitäten mit einer Transferprämie aus.

Darüber hinaus erhielt Prof. Es-Souni den mit 10.000 Euro dotierten Transferpreis. Professorin Raingard Knauer vom Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit erhielt einen ebenfalls mit einer Transferprämie von 10.000 Euro dotierten Sonderpreis für herausragend transferaktive Wissenschaftsaktivitäten aus den Sozial- und Gesellschaftswissenschaften.

Kriterien für das Votum der Jury umfassten Anzahl und Volumen von Kooperationsprojekten mit Unternehmen, Patentaktivitäten, die Unterstützung von Existenzgründungen sowie Publikations-, Netzwerk- und Weiterbildungsaktivitäten für die Praxis. Maßgeblich für die Bewertung waren Transferleistungen im Jahr 2011.

Honorarprofessur für Peter Hertling

Für seine Verdienste am Fachbereich Medien und an der Fachhochschule Kiel bekam Peter Hertling, Dozent am Fachbereich Medien, Ende September 2012 die Honorarprofessur verliehen. Die Auszeichnung gilt vor allem als Anerkennung seiner Lehrtätigkeit, der Betreuung vieler Studienprojekte sowie der erfolgreichen Außenpräsentation des Fachbereichs Medien. Unter seiner Obhut entstanden außerdem viele preisgekrönte Filme.

FORSCHUNG

MeQS-Projekt gestartet

Die Fachhochschulen Kiel und Flensburg sowie die Universität Flensburg haben für ihr Verbundvorhaben „Mehr Studienqualität durch Synergie – Lehrentwicklung im Verbund von Fachhochschule und Universität“ (MeQS) knapp vier Millionen Euro aus dem „Qualitätspakt Lehre“ erhalten. Davon entfallen etwa zwei Millionen Euro an die FH Kiel. Ziel des vom BMBF geförderten Projekts ist die nachhaltige Verbesserung der Lehre, der Lehrqualifikation, der Studienqualität und der Studiengangsentwicklung.

Angelegt ist das MeQS-Projekt auf den Zeitraum von Juli 2012 bis Dezember 2016. Durch die geplanten Maßnahmen möchte die FH Kiel vor allem die Kompetenzorientierung in den Studiengängen stärken und dabei insbesondere die Heterogenität der Studierendenschaft berücksichtigen. Die beteiligten Partnerhochschulen verstehen das Projekt als Chance, in einem gemeinsamen Entwicklungsprozess die Studienqualität und damit die Studierendenzufriedenheit zu erhöhen.

www.fh-kiel.de/MeQs
www.projekt-propower.de

Fahrplan bis 2020 – Forschungsagenda der FH Kiel

Im Rahmen ihres Besuches einer Hochschulratssitzung Ende November 2012 nahm Schleswig-Holsteins Wissenschaftsministerin Prof. Waltraud „Wara“ Wende die Forschungsagenda der FH Kiel entgegen. An der Hochschule haben die angewandte Forschung und der Wissens- und Technologietransfer Tradition. Die FH Kiel hat nicht nur zahlreiche Forschungsprojekte für staatliche Drittmittelgeber durchgeführt, sondern sich auch als Partnerin der regionalen kleinen und mittleren Unternehmen (KMU) etabliert. Mit der Forschungsagenda, die für die Zeit bis 2020 als Leitlinie gelten soll, gibt sich die Hochschule ein erkennbares Profil.



Folgende Schwerpunkte hat der Hochschulsensat definiert:

1. die Herausforderungen und Chancen des demografischen Wandels
2. den Wandel zu einer der Nachhaltigkeit verpflichteten Gesellschaft
3. Mechatronik und Leistungselektronik
4. Wissenschaftskommunikation
5. Meeres- und Offshoretechnik

Daneben hält die FH Kiel ihre Forschungs- und Entwicklungsleistungen für die regionalen KMU in der ganzen Breite ihrer Kompetenzen aufrecht.

STUDIUM

Erste Promotion am Fachbereich Wirtschaft

Ende September 2012 schloss Martin Stawinoga als erster Doktorand des Fachbereichs Wirtschaft und zugleich der gesamten Fachhochschule Kiel seine Promotion zum Thema „Nachhaltigkeitsberichterstattung im Lagebericht – Eine theoretische und empirische Analyse einer integrierten Berichterstattung“ mit „magna cum laude“ ab. Fachlich betreut wurde Stawinoga von seinem Doktorvater Prof. Stefan Müller (Bundeswehr Universität Hamburg) sowie von Prof. Thomas Krolak (FH Kiel, Institut für Controlling).

Während seiner Forschungszeit war Martin Stawinoga am „Norddeutschen Institut für Familienunternehmen“ (NIFU) der FH Kiel beschäftigt und wirkte am konzeptionellen Aufbau des Instituts sowie an der Herausgabe der instituts-eigenen Schriftenreihe mit. Darüber hinaus betreute er vier Semester lang die Vorlesung „Einführung in die Allgemeine Betriebswirtschaftslehre“ in den Bachelorstudiengängen BWL und Wirtschaftsinformatik am Fachbereich Wirtschaft. Bereits seit August 2012 arbeitet Stawinoga als Fachmitarbeiter in der Stabsstelle des Fachbereichs Wirtschaftsprüfung bei der Deloitte & Touche GmbH in Düsseldorf.

Offshore-Campus auf Helgoland

Der Windkraftbranche fehlt Fachpersonal. Dieser Mangel wird sich durch die geplante Energiewende noch verschärfen. Um auf den wachsenden Bedarf zu reagieren, hat die FH Kiel den Bachelorstudiengang „Offshore Anlagentechnik“ (OAT) eingeführt. Seit dem Wintersemester studieren 36 künftige Windkraftingenieurinnen und -ingenieure in Kiel und zeitweise auf Helgoland. Inselbürgermeister Jörg Singer und die Hochschule haben unter dem Namen COOL (Campus für Ocean und Offshore Learning) einen gemeinsamen Campus eingerichtet.

Anfang November 2012 nahmen 40 Studierende der FH und ihre Professores COOL in Betrieb. Neben OAT-Erstsemestern waren auch Studierende des Masterstudiengangs Wind Engineering mit nach Helgoland gekommen. Empfangen wurden sie von Fachleuten aus zehn Unternehmen der Windkraftbranche, die Vorträge über die technischen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen der Offshore-Energiegewinnung hielten. In Zukunft werden die OAT-Studierenden zu Beginn ihres Studiums einige Tage auf Helgoland verbringen. Darüber hinaus plant die Fachhochschule vor Ort regelmäßige Workshops mit Vertreterinnen und Vertretern der Windenergiebranche.

Deutsch-norwegischer Doppelmaster

Künftig können Masterstudierende des englischsprachigen Studiengangs „Information Technology“ zwei Abschlüsse in zwei Ländern machen. Anfang November 2012 unterzeichneten Prof. Klaus Lebert, Dekan des Fachbereichs Informatik und Elektrotechnik, und Prof. Andreas Prinz, Leiter des Instituts für „Information and Communication Technology“ der norwegischen University of Agder, einen Doppelmaster-Vertrag.

Die Kieler Masterstudierenden verbringen ihr zweites Studienjahr in Norwegen

und erhalten mit ihrem Abschluss nach vier Semestern neben dem Kieler Master of Science in „Information Technology“ auch den Master of Science in „Information and Communication Technology“ der University of Agder.

Seit 20 Jahren kooperiert die FH Kiel mit den Ingenieur fakultäten der University of Agder in Grimstad. 1995 schlossen die beiden Hochschulen einen Doppeldiplomvertrag ab. Zurzeit studieren drei Kieler Masterstudierende an der norwegischen Partnerhochschule. Die University of Agder mit den Standorten Grimstad und Kristiansand ist eine der jüngst ausgebauten Universitäten in Norwegen. Der privat finanzierte Campus in Grimstad wurde erst 2010 modernisiert.

Erste Deutsch-Dänische Journalismus-Sommerakademie

Im Spätsommer 2012 fand die erste Deutsch-Dänische Journalismus-Sommerakademie statt – ein grenzüberschreitendes Projekt der FH Kiel und der Syddansk Universitet Odense (SDU). 40 junge Journalistinnen und Journalisten sowie Studierende aus Dänemark und Schleswig-Holstein nahmen daran teil. Zwei Wochen verbrachten die dänischen Stipendiatinnen und Stipendiaten an der FH Kiel, während die schleswig-holsteinischen zu Gast an der SDU in Odense waren. Gefördert wird die Sommerschule von der Europäischen Union im Rahmen des InterReg4A-Programms.

In der ersten Woche standen die Veränderungen des Journalismus durch die Digitalisierung und den Einsatz sozialer Netzwerke im Mittelpunkt. In der zweiten Woche hospitierten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer in Medienhäusern der Region, um den Redaktionsalltag in Fernseh-, Radio- und Printmedien im jeweils anderen Land kennenzulernen. Partner der Sommerakademie sind DR Fyn, Fyens Stiftstidende, Joker Film Productions, Kieler Nachrichten, NDR, R.SH, der sh:z, TV2/Fyn und das ZDF. Die Sommerakademie wird unterstützt vom

Verband Digitale Wirtschaft in Schleswig-Holstein (DiWiSH).
www.journalismus-sommerakademie.de

WEB

Webportal für Gesundheitsstudiengänge online

Schleswig-Holstein bietet eine große Zahl von Studiengängen im Bereich Gesundheit, Krankheit und Rehabilitation an. Sich einen Überblick zu verschaffen, war bislang mühsam. Jetzt genügt ein Klick auf die Internetseite „Gesundheitsstudiengänge – Gesundheit studieren in SH“. Das Webportal wurde von der FH Kiel entwickelt und ging zum Wintersemester 2012/13 online.

Derzeit umfasst das Webportal 33 Studiengänge von acht Hochschulen. Über verschiedene Suchverfahren lässt sich der gewünschte Studiengang leicht finden. Wahlweise kann nach Studienabschluss, Ort oder Hochschule gesucht werden. Das Ergebnis leitet dabei unmittelbar zum entsprechenden Studiengang weiter und präsentiert damit den aktuellen Informationsstand der jeweiligen Hochschule. Fragen können so direkt an die zuständigen Fachbereiche adressiert werden. Initiiert wurde das Webportal von Prof. Wolfgang Huhn, dem Vizepräsidenten der Hochschule. Die Gestaltung der Internetseite übernahmen zwei Studierende.
www.gesundheit-studieren-sh.de
www.gesundheitshochschule-sh.de
www.gesundheitshochschulen-sh.de

mitplaner.de – Neue Webapp für Projektplanung

Das Semester beginnt – Klausuren, ein großes Studienprojekt und mehrere Gruppenarbeiten stehen an. Viele Studierende arbeiten bei der Planung ihrer Semester nach wie vor mit handgeschriebenen Post-its und To-do-Listen. Diese können sie nun in die neue

Webapp „mitplaner.de“ übertragen. Mit dieser kostenlosen und modernen Webanwendung können sie Projekte anlegen, Aufgaben hinzufügen und Mitglieder einladen. Die Verwaltung findet in Form eines zentralen digitalen Whiteboards statt, an das virtuelle Notizzettel mit Aufgaben geheftet werden. Mit Hilfe einer Kommentarfunktion haben Studierende, die



gemeinsam an einem Projekt arbeiten, die Möglichkeit, sich über Probleme auszutauschen und Lösungen zu finden. Nach Abschluss einer Gruppenarbeit steht es den Projektpartnerinnen und -partnern frei, sich untereinander zu bewerten.

Katharina Lauer und Severin Glöckle aus dem Fachbereich Medien haben die App „mitplaner.de“ im Wintersemester 2012/13 im Rahmen ihrer Bachelorthesis entwickelt und arbeiten stetig an ihrer Optimierung. Studierende können sich unter www.mitplaner.de anmelden und die neue Art des Projektmanagements testen. Lauer und Glöckle freuen sich über Rückmeldungen – auch Verbesserungsvorschläge sind willkommen.

FH Kiel-App

Alexander Karkossa, Student der „Informationstechnologie“, entwickelte eine mobile App für Smartphones mit Android-Betriebssystem, die das studentische Leben seiner Kommilitoninnen und Kommilitonen ein wenig bequemer macht. Mit dem Programm können die Studierenden unter anderem aktuelle Nachrichten aus den Fachbereichen lesen, den Mensa-Speiseplan einsehen oder erfahren, wann der nächste Bus oder die nächste Fähre fährt. Nach Eingabe der persönlichen Anmeldedaten haben sie sogar die Möglichkeit, ihre Klausurergebnisse abzurufen. Die App mit dem Namen „FH Kiel“ kann kostenlos bei Google play heruntergeladen werden.

VERANSTALTUNGEN

Firmenkontakttag 2012

Unter dem Motto „Einstieg – Erfahrung – Erfolg“ fand Ende Oktober 2012 der 21. Firmenkontakttag (FKT) statt. Studierende sowie Absolventinnen und Absolventen auch anderer Hochschulen nahmen das Angebot wahr, verschiedene Unternehmen kennenzulernen und noch vor Ort ihre Bewerbung abzugeben. Erstmals präsentierten sich zahlreiche Unternehmen aus der Region unter der Überschrift „Wirtschaftsland Schleswig-Holstein“ gemeinsam.

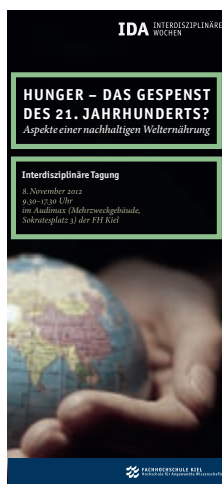
Mehr als 80 Unternehmen aus den unterschiedlichsten Branchen boten Bewerbungsgoachings sowie Bewerbungsmappenchecks an und informierten über Praktika, Abschlussarbeiten und Einstiegchancen. Aktuelle Stellenangebote fanden die Besucherinnen und Besucher an Jobwalls.

Traditionsgemäß wurde die Informationsmesse von einem studentischen Team der verschiedenen Fachbereiche organisiert und war somit erneut ein hervorragendes Beispiel für die Praxisnähe und die interdisziplinäre Zusammenarbeit an der FH Kiel.

www.firmenkontakttag.de

Hunger – das Gespenst des 21. Jahrhunderts?

Aspekte einer nachhaltigen Welternährung beleuchtete die interdisziplinäre Tagung „Hunger – das Gespenst des 21. Jahrhunderts?“, die Anfang November 2012 an der FH Kiel im Rahmen der Interdisziplinären Wochen (IdW) stattfand.



Kooperationspartner waren die Stadt Kiel und das Ministerium für Energie, Landwirtschaft, Umwelt und ländliche Räume Schleswig-Holstein. Diskutiert wurden Themen wie Armut, Bevölkerungsentwicklung, Landnutzung oder Lebensmittelverschwendung. Fachleute unterschiedlicher Disziplinen und Institutionen skizzierten Aspekte nachhaltiger Konzepte für die zukünftige Ernährung der Weltbevölkerung. Zu Gast war auch Bärbel Diekmann, die Präsidentin der Welthungerhilfe.

PERSONALIE

Dekanewechsel

Alle zwei Jahre wählen die Fachbereiche ihre Leitung. Im September 2012 hat an fünf der sechs Fachbereiche die neue Amtszeit begonnen. Dem Fachbereich Informatik und Elektrotechnik steht künftig Prof. Klaus Lebert als Dekan vor. Prof. Gerd Steinführer wurde als Prodekan bestätigt. Neuer Prodekan ist Prof. Jens Lüsse. Prof. Bernd Vesper wurde als Dekan des Fachbereichs Medien wiedergewählt. Das Amt des Prodekans übernimmt Prof. Tobias Hochscherf. Am Fachbereich Agrarwirtschaft bleibt Prof. Martin Braatz weiterhin Dekan. Prof. Rainer Wulfes und Prof. Urban Hellmuth wurden als Prodekane wiedergewählt. Während am Fachbereich Wirtschaft der Dekan Prof. Dirk Frosch-Wilke und die Prodekanin Prof. Ute Vanini in ihrem Amt bestätigt wurden, ist Prof. Natascha Kupka als neue Prodekanin hinzugekommen. Am Fachbereich Maschinenwesen wurden Prof. Rainer Geisler als Dekan sowie Prof. Sönke Schmidt und Prof. Andreas Meyer-Bohe als Prodekane wiedergewählt. Die nächste Dekanwahl des Fachbereichs Soziale Arbeit und Gesundheit findet im Herbst dieses Jahres statt.

KULTUR

Rückblick Bunker-D

Vier Künstlerinnen und Künstler stellten im Wintersemester 2012/13 im Bunker-D aus. Den Anfang machte im September 2012 der Medienkünstler, Musikproduzent, Literatur, Klangsammler, Archivar und politisch Mitmischende Michael Weisser. In seiner Ausstellung „ich:meiner:mir:mich – analoge und digitale Identitäten“ präsentierte er eine multimediale Projektion aus seinen Bildern, Klängen und Worten.

Als damals 16-Jähriger begann Wolfram Sieberth 1962 zu malen – im Oktober 2012 feierte er im Bunker-D sein 50-jähriges Malerjubiläum. In seinen Bildern hielt er



Auf dem Firmenkontakttag stellen sich Unternehmen der unterschiedlichsten Branchen vor.

Foto: Hartmut Ohm

anfangs vor allem Impressionen seiner vielen Reisen fest. Heute ist es vor allem die Heimat, die er in Öl auf die Leinwand bringt.

„surrounded by everything – von allem umgeben“ lautete der Titel der Ausstellung von Brigitte Bailer, die Ende November 2012 eröffnet wurde. Für ihre gezeigten Arbeiten verwendete die Künstlerin unterschiedlichste Werkstoffe wie Metall, Stoff, Sand, Glas, Garn und Draht und kombinierte diese zum Teil mit materialreicher Malerei.

Mit Digitaldrucken auf LKW-Plane und drei Videoarbeiten präsentierte sich im Januar 2013 Ilka Kollath im Bunker-D. Die Absolventin der Muthesius Kunsthochschule schuf eigens für ihre Ausstellung „was bleibt“ neue Werke. Da sie sich dabei vor allem mit existentiellen Fragen auseinandersetzte, ließ sie sich auch vom Bunker selbst inspirieren.

! ANKÜNDIGUNG

Konferenz: Was ist gute Lehre?

Unter dem Motto „Innovative Impulse für gender- und diversitysensible Lehr- und Studienmodelle“ lädt die FH Kiel am 16. und 17. Mai 2013 zur zweiten hochschuldidaktischen Konferenz „Was ist gute Lehre?“ ein. Dabei geht es vor allem um die Leitfrage: Sind innovative Studienmodelle bzw. Lehr- und Lernprojekte geeignet, um die Lehre auch unter gender- und diversitysensiblen Perspektiven zu verbessern?

Im Rahmen von Vorträgen und Workshops stellen Referentinnen und Referenten aus dem In- und Ausland Initiativen und Projekte ihrer Nationen vor und laden zur Diskussion ein. Zu den Vortragenden Gästen zählen unter anderem Keynotespeaker Prof. Eric de Graaff, Inhaber des UNESCO-Lehrstuhls der Universität Aalborg in Dänemark, und Kristina Hendriksson, Senior Lecturer der Laurea Universität in Finnland.

Die Konferenz wird aus Mitteln des Professorinnenprogramms des Bundes und der Länder zur Förderung der Gleichstellung von Frauen und Männern in der Wissenschaft gefördert. Initiatorin ist Kerstin Schoneboom, Gleichstellungsbeauftragte der FH Kiel.

Kontakt

Prof. Dr. Melanie Groß,
Telefon: 210 - 1235/3046,
E-Mail: melanie.gross@fh-kiel.de

Dipl.-Soz. Barbara Reschka,
Telefon: 210 - 1237,
E-Mail: barbara.reschka@fh-kiel.de

Zukunftsträchtige IdW

Die achten Interdisziplinären Wochen (IdW) finden vom 13. bis 18. Mai 2013 statt. Der Themenschwerpunkt in diesem Semester lautet: „Zukunftsträchtig – Trends in Gesellschaft, Technik und Wirtschaft“. Im Rahmen von Vorlesungen, Workshops, Exkursionen, Projekten und Kursen werden zahlreiche Aspekte der Trend- und Zukunftsforschung in den Bereichen technischer Entwicklungen, des Sozial- und Gesundheitswesens und des Marketings behandelt.

In ihrer kompakten Form sind die IdW bundesweit einzigartig. Die Studierenden aller sechs Fachbereiche können sich in dieser Zeit umfassend über die Inhalte der anderen Studienbereiche an der FH informieren. Der interdisziplinäre Ansatz schafft dabei nicht nur neue Perspektiven, sondern fördert auch die Fähigkeit, strategisches Denken mit Fachwissen zu verbinden.
www.ida.fh-kiel.de



Impressum

Herausgeber

Präsidium der Fachhochschule Kiel
Sokratesplatz 1, 24149 Kiel

Redaktion dieser Ausgabe

Chefredakteurin – Frauke Schäfer
Art-Direktorin – Prof. Heidi Kjär
Leitende Redakteurin/CvD – Katja Jantz
Volontärin der Pressestelle – Jana Tresp
Layoutchefin – Petra Langmaack
Layout – Christian Beer, Kristoffer Laib,
Petra Langmaack, Katharina Lauer, Kiro
Mohrfeld, Daniel Pfeifer, Tyll Riedel

Bildchef – Tyll Riedel
Fotos – siehe Bildnachweis
Illustrationen – siehe Bildnachweis

Redaktionelle Mitarbeit

Almut Behl, Karina Dreyer, Esther Geißlinger, Jana Haverbier, Klaus-Michael Heinze, Patrick Rupert-Kruse, Prof. Jörn Radtke, Veronika Sawicki, Kerrin Schöne, Marike Smits, Bob Weber, Fabian Weißhaupt

Prepress

Martin Schröder

Sitz der Redaktion

Heikendorfer Weg 29, 24149 Kiel
Telefon: 0431 - 210 10 24
E-Mail: campusredaktion@fh-kiel.de

Druck

Neue Nieswand Druck GmbH
Am Kiel – Kanal 2, 24106 Kiel

Redaktionsschluss dieser Ausgabe

01. Februar 2013

viel. erscheint zweimal pro Jahr, Auflage dieser Ausgabe: 5.000 Exemplare

Titelfoto

Tyll Riedel

Titelmodell

Ann-Kathrin Wiltsch

Der Nachdruck von Textbeiträgen ist unter Quellenangabe kostenlos.

Die Redaktion erbittet Belegexemplare.

KOLUMNE

„MEDIATISIERUNG“

Unter dem Begriff Mediatisierung finden sich in der blühenden akademischen Landschaft aktuell diverse Forschungsvorhaben, die den Einfluss von Medien auf unsere Gesellschaft und Kultur untersuchen. Dass diese Annahme zutrifft, wird in diesem Moment von einem meiner Studenten untermauert. Allerdings nicht argumentativ, sondern eher performativ: Er sitzt in meiner Sprechstunde, erzählt fragmentarisch von seinem Thesisvorhaben und wedelt währenddessen flink mit dem Daumen über sein Smartphone. Da er zwischen einzelnen Sätzen immer wieder kichert und „Krass!“ sagt, merke ich, dass was auch immer auf seinem Smartphone zu sehen ist, nichts mit unserem Gespräch zu tun hat. Also wende ich mich mit einer leisen Drehung meines Stuhls nach links von ihm ab und nutze die Zeit, um einige Szenarien zur Hochschule der Zukunft weiter auszuführen.

Szenario 2022: Ungeteilte Aufmerksamkeit ist ein seltenes Gut geworden. In einzelnen Kinosälen laufen mehrere Filme gleichzeitig, Fernseher besitzen eine BildimBildimBildim-Bild-Funktion und face-to-face Kommunikation findet kaum noch statt. Ich bin dazu übergegangen, meine Lehrveranstaltungen nur noch über WhatsApp abzuhalten. So kann ich mit den Studierenden auf dem Campus, in der Daily Lounge und zu Hause diskutieren, während ich parallel in diversen virtuellen Studiengängen lehre und eigentlich Nachmittagstalkshows im Fernsehen gucke.

Szenario 2032: Ich tausche mein Smartphone gegen ein Smarterthanyouphone. Es ist tatsächlich klüger als ich. Also lasse ich es meine Vorlesun-

gen halten, während ich mein Facebook-Profil auf den neuesten Stand bringe und versuche meinen eigenen Highscore bei Angry Birds X zu knacken. Meine zweifelhafte Vorreiterrolle inspiriert den Fachbereich, offene Stellen für Lehrkräfte nur noch mit STYPs zu besetzen, weswegen in EVASYS Fragen zur „Usability des dozierenden Gerätes“ eingefügt werden müssen. Die Studierenden reagieren prompt und schicken ebenfalls nur noch ihre Handys in die Vorlesungen. Ich genieße die Ruhe auf dem Campus.

Szenario 2042: Scientology wird als einflussreichste Sekte von den Transhumanisten überholt. Ihre Verpflichtung zum technologischen Fortschritt und ihr Versprechen, dem Tod durch einen Upload des eigenen Bewusstseins in den Cyberspace zu entgehen, wirkt für viele Menschen extrem ansprechend. Ich lasse mich in das Netz der FH hochladen und verfolge die Studierenden als virtueller Professor auf ihren Smartphones, analysiere auf ihren Fernsehern Serien, während sie diese anschauen, und korrigiere ihre Vorlesungsnotizen noch in der Cloud. Zugegeben, die Abbrecherquote wird zunächst sicher sehr hoch sein, doch diejenigen, die durchhalten, werden zu den Besten gehören...

Ich höre auf zu tippen. Der Student sitzt immer noch da, die Augen tief ins Display getaucht. Ich stehe auf, packe meine Sachen und ziehe mich an. Da ich nicht sicher bin, ob er zu meinen Followern auf Twitter gehört, schicke ich ihm eine SMS: „Ziehen Sie doch bitte, wenn Sie gehen, die Tür hinter sich zu. PRK.“

Dr. Patrick Rupert-Kruse



Frühstück:
Brot, Butter,
Käse, Kaffee

Haustür
zu?

Zähne
putzen

ALLES
WIRD
GUT

Wäsche
?



?

Ter
23



Bestelladresse:
Campusredaktion,
Heikendorfer Weg 29, 24149 Kiel
campusredaktion@fh-kiel.de

 **FACHHOCHSCHULE KIEL**
University of Applied Sciences